

Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter

**Beiträge von
Josef Bayer, Peter Eisenberg und Helmut Glück**

Eine Dokumentation

herausgegeben von Jessica Ammer

Schriften der Stiftung Deutsche Sprache
Band 3

IFB Verlag Deutsche Sprache

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie: detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddp.de> abrufbar.

2. Auflage 2020

Copyright © 2019 by
IFB Verlag Deutsche Sprache GmbH
Schulze-Delitzsch-Straße 40, D – 33100 Paderborn

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck – auch auszugsweise –
nur mit Genehmigung des Verlages.

Umschlaggestaltung: Denise Seyda

Druck: Janus Druck, Borcheln

ISBN 978-3-942409-92-6

Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter

**Beiträge von
Josef Bayer, Peter Eisenberg und Helmut Glück**

Eine Dokumentation

herausgegeben von Jessica Ammer

Schriften der Stiftung Deutsche Sprache
Band 3

IFB Verlag Deutsche Sprache

Inhalt

Vorbemerkung	6
Vorbemerkung zur 2. Auflage	8
Vorwort.....	9
Das missbrauchte grammatische Geschlecht – Gendern im Wandel.....	17
Wenn das Genus mit dem Sexus	24
Geschlecht und Schreibweise: Eine kleine Sex-Grammatik..	28
Sprache nicht misshandeln.....	33
Wie viele dritte Geschlechter gibt es?.....	38
Die Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung	43
Sprachen wandeln sich immer – aber nie in Richtung Unfug.....	47
Studenten sind nicht immer Studierende	53

Vorbemerkung

Die Stiftung Deutsche Sprache legt mit dem Band 3 ihrer Schriftenreihe eine Dokumentation von sieben Artikeln vor, die in der Auseinandersetzung um eine „geschlechtergerechte Sprache“ verfasst wurden. Sie sind zwischen 2017 und 2019 in großen Tageszeitungen erschienen. Ihre Autoren sind Fachleute für die Grammatik des Deutschen, die die einschlägigen sprachwissenschaftlichen Fakten einer breiten Leserschaft in einem verständlichen Deutsch dargelegt haben. Die Stiftung will damit allen, die keine Fachleute für die Grammatik des Deutschen sind, wesentliche sprachliche Sachverhalte verdeutlichen und grundsätzliche methodische Argumente zugänglich machen.

Die hier nachgedruckten Beiträge befassen sich mit strukturellen Gegebenheiten in der Formenlehre (Morphologie) und der Syntax. Im Mittelpunkt stehen die Beziehungen zwischen der grammatischen Kategorie Genus (auch „grammatisches Geschlecht“) und dem biologischen Sexus, dem natürlichen Geschlecht. Doch auch die Grauzonen wie schwankendes oder mehrfaches Genus bzw. Transsexualität werden in den Blick genommen.

In den Debatten über die sprachliche „Sichtbarmachung der Frau“, über das generische Maskulinum, über das „Differentialgenus“, über „Gender*stern“ und „Gender_gap“ dürfen keinesfalls Ansichten, Meinungen und Gefühle im Mittelpunkt stehen, die sich lediglich auf politische Überzeugungen stützen können. Denn für die Analyse und die Erklärung grammatischer Sachverhalte ist die Wissenschaft von der Grammatik unentbehrlich. Grammatik ist eine Strukturwissenschaft, und sie hat mit Weltanschauungen, Gefühlen oder gar Moral nichts zu tun. Wer dies in Frage stellt, verabschiedet sich aus der Wissenschaft in die Beliebigkeit. Richtig und gut ist dann nur noch das, was gefällt, die Wissenschaft wird zum Störfaktor im juste milieu „progressiver“ Meinungen.

Es ist nicht der einzige Schauplatz, auf dem politische Gefechte gegen die Erkenntnisse einer Bezugswissenschaft ausgetragen werden. Man akzeptiert in solchen Fällen nur solche Resultate der Forschung, die ins eigene Weltbild passen. Beispiele sind die Debatten über den Nutzen der Homöopathie, der veganen Ernährung oder der Masernimpfung, über die Gefahren der Gentechnik, des Elektrosmogs oder der Vogelgrippe.¹ Die „Gender-Linguistik“ verfährt ebenso: Sie ignoriert die Grammatik und stützt sie sich so zurecht, dass sie in ihr sprachliches Weltbild passt. Sie verlangt weitgehende Sprachveränderungen und ist dabei, sie mithilfe schlecht informierter Politiker umzusetzen. Es geht dabei um Veränderungen, die in einen Kernbereich der Grammatik eingreifen und gut etablierte grammatische Mechanismen zerstören würden, falls sie durchgesetzt werden. Das sollte nicht geschehen.

Die Stiftung legt mit diesem Sammelband fachlich gesicherte und methodisch solide Argumente vor, die in diesen Debatten maßgeblich sein müssen. Sie dankt Dr. Jessica Ammer dafür, dass sie die Herausgabe dieses Bandes übernommen und ein kluges Vorwort beigesteuert hat.

Berlin, im Oktober 2019

Der Vorstand der Stiftung
Deutsche Sprache

¹ Viele weitere Beispiele für Konflikte zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und ihrer Missachtung aufgrund politischer Überzeugungen enthalten Walter Krämers Bücher „Die Angst der Woche. Warum wir uns vor den falschen Dingen fürchten“ (München und Zürich: Piper-Verlag 2011) und „Wie wir uns von falschen Theorien täuschen lassen“ (Berlin University Press 2011).

Vorbemerkung zur 2. Auflage

Die erste Auflage dieses Bändchen erschien im Herbst 2019 und war innerhalb weniger Wochen vergriffen. Das könnte daran gelegen haben, dass in den Debatten über eine „geschlechtergerechte Sprache“ inzwischen auch sprachwissenschaftlich fundierte Argumentationen auf Interesse stoßen und Gehör finden.

Der Vorstand der Stiftung Deutsche Sprache hat deshalb beschlossen, den vorliegenden Band 3 der Schriften der Stiftung in zweiter Auflage zum Druck zu geben. Er wünscht ihm weite Verbreitung auch und gerade dort, wo bisher sprachwissenschaftliche Analysen zum Thema „Gendern“ ignoriert wurden, und er hofft, dadurch zu einer Versachlichung der Debatten beizutragen.

Berlin, im Februar 2020

Der Vorstand der Stiftung
Deutsche Sprache

Vorwort

Mit der ‚Amtmännin‘ fing alles an. Denn – unbezweifelbar – in Deutschland, im deutschen Sprachraum, in den Amtsstuben der Gemeinden, der Städte, der Gerichte und Verwaltungen aller Art gab und gibt es Männer, die ein Amt innehaben oder hatten. Die Rangbezeichnung des ‚Amtmanns‘ ist eine notwendige, gesetzlich geregelte Dienststufe des gehobenen Dienstes in den Beamtenlaufbahnen der Länder.

Wer wollte es Frauen verwehren, bei entsprechender Qualifikation einen beruflichen Weg einzuschlagen, der sie im Laufe ihrer Karriere in die Position eines ‚Amtmannes‘ befördern würde? Nur: Sie sind eben keine Männer, und je mehr Frauen in den Ämtern wirken und an den Türschildern ihren Namen samt Amtsbezeichnung sehen (Beispiel: Frau Meyer, Amtmann), umso mehr regt sich verständlicherweise wirklicher Widerstand dagegen, im Amt – wenn auch nur scheinbar und aufgrund gesetzlicher Sprachfestlegungen – als Mann bezeichnet zu werden.

In der Bundesrepublik Deutschland hat sich seit den 1970er Jahren gezeigt, dass man angesichts von immer mehr Frauen in entsprechenden Ämtern die Bezeichnung des ‚Amtmanns‘ nicht mehr würde rechtfertigen können. Man verfiel auf die movierte Form ‚Amtmännin‘, konnte diesen Begriff aber nicht lange halten, denn ist eine Frau nicht doch etwas anderes als ein weiblicher Mann? Da die ‚Männin‘ dann doch zu albern wirkte, ging man den logischen Schritt und entschied sich zur ‚Amtfrau‘.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, dem weiblichen oder dem männlichen, in der Begriffswelt des Verwaltungswesens nach dieser Entscheidung eine Rolle spielen würde. Der ‚Amtmann‘ war nicht mehr eine bloße Funktionsbezeichnung. Dabei sollten die Entscheidungen, Verfügungen, Schriftsätze und Regelungen ja prinzipiell geschlechtsneutral daherkommen, das heißt, es sollte für das Verwaltungshandeln und die betroffenen Menschen schlicht gleichgültig sein, ob es von einem Mann oder einer Frau ausgeübt wird.

Es ist nicht erwiesen, ob dieser Vorgang wirklich eine Initialzündung gewesen war, den deutschen Sprachschatz und seine syntak-

tischen und grammatischen Gegebenheiten danach zu durchforsten, inwieweit das biologische Geschlecht in das grammatische oder generische Geschlecht würde einfließen müssen. Denn Worte mit dem Suffix *-in* bzw. *-innen* zu movieren ist der dem Deutschen eigene Weg, das weibliche Geschlecht hervorzuheben, wenn nicht bereits das Lexem selbst (Dame, Tante, Mutter, Tochter, Nichte ...) das Geschlecht bezeichnet, sondern wenn – wie bei der Amtmännin – deutlich werden sollte, dass in bestimmten Fällen eine Frau eine Funktion erfüllte: Die Helferin, die Künstlerin, die Richterin, die Geschäftsführerin

In der Folge begegnete man dem vermeintlichen Problem des zu „männlich“ wirkenden generischen Maskulinums zunächst so, dass man statt von der Funktions- oder Berufsbezeichnung beispielsweise eines Bäckers² von den „Bäckerinnen und Bäckern“ sprach und immer dann, wenn es sich in Schriftsätzen oder auch gesprochener Sprache anbot, diese „gendergerechte“ Sprache – wenn auch umständlich und verlängernd wirkend – zu beachten begann. Hierauf fußt aber auch ein großer Teil der in den Beiträgen dieses Bandes formulierten Kritik, da mit der Verwendung der Suffixe *-in* / *-innen* die eigentlich geschlechtsneutrale Allgemeinbezeichnung des ‚Bäckers‘ sexualisiert werde und mithin unter einem Bäcker dann tatsächlich nur noch ein Mann assoziiert werden dürfe, solange man nicht auch an die Bäckerin denke. So etwas kann im Endeffekt dazu führen, dass der Satz: „Alle Bäcker beginnen morgens um 4 Uhr zu backen“ gleichbedeutend wäre mit der Vorstellung, dass dagegen die Bäckerinnen ausschlafen dürften.

Von diesen immerhin noch relativ leicht zu lösenden Aufgaben, in gesprochener Sprache und Schrift die Frauen, soweit sie betroffen sein könnten, auch jeweils nicht nur „mitzumeinen“, sondern sie mit direkter Apostrophierung auch explizit zu benennen, ist die heute zu beobachtende, teilweise sehr scharf und polemisch geführte Auseinandersetzung um „Gendergerechtigkeit“ weit entfernt. Dies liegt nicht nur daran, dass verlangt wird, verschiedene außersystemische Zeichen in die geschriebene Sprache aufzunehmen (die sich dann entsprechend schwer „aussprechen“ lassen), sondern an einer

² Dieses Berufsbeispiel wird in den Aufsätzen dieses Bandes mehrfach bemüht.

Reihe von Problemen, die von den Autoren dieses Bandes angesprochen und hinterfragt werden.

Die Sprachwissenschaftler Josef Bayer, Peter Eisenberg und Helmut Glück gehen in ihren Argumentationen vielfältig aufeinander ein und führen eine große Zahl bedenkenswerter Beispiele an, um ihre ablehnenden Urteile zur Einführung „gendergerechter“ Sprache und der beklagten Verwechslung (oder auch Gleichsetzung) des grammatischen mit dem biologischen Geschlecht zu untermauern.

Josef Bayer (emeritierter Professor für allgemeine und germanistische Linguistik an der Universität Konstanz) geht von einem grundsätzlichen Wandel von Sprachen aus, wendet sich jedoch vehement gegen Versuche, in diesen aktiv und teilweise autoritär einzugreifen, insbesondere wenn es darum geht, über den Weg von Sprach- und Sprechvorschriften eine tatsächliche oder vermeintliche gesellschaftliche Ungerechtigkeit zu überwinden. So führe ein besonders an Universitäten herrschender Zwang zu „gendergerechter“ Sprache auf einen grammatikalischen Irrweg.

Peter Eisenberg (bis 2005 Professor für Deutsche Sprache der Gegenwart an der Universität in Potsdam) ist mit insgesamt vier Beiträgen vertreten. Er verweist auf das generische Maskulinum, das der deutschen Sprache eigen sei, und zwar per se sexusneutral. Maskulina dürften nicht als „männliche“ Wörter missverstanden werden. Allein das Suffix *-in* markiere einen geschlechtsspezifischen Bezug, der Kampf gegen Wortbildungen mit *-er* sei einem manipulativen Zeitgeist geschuldet. In gleicher Weise verurteilt er Bemühungen, in die Bezeichnung von Personen ein drittes Geschlecht einzuführen, um etwa den divers lebenden Menschen sprachlich gerecht werden zu sollen.

In seinem Aufsatz zum „missbrauchten grammatischen Geschlecht“ bezieht er sich – wie Bayer – ausführlich auf das Prinzip der Markierung innerhalb des mit Femininum und Maskulinum bezeichneten grammatischen Bezugssystems, dabei spiele das natürliche Geschlecht (Sexus) nur dann eine Rolle, wenn speziell Frauen „gemeint“ seien, denn eine entsprechende Markierung des männlichen Geschlechts fehle im Deutschen. Gerade das generische Maskulinum sei dagegen (wie er im Text „Sprache nicht misshan-

deln“ darlegt), eine „tief verankerte, elegante und leistungsstarke Möglichkeit zur Vermeidung von Diskriminierung“. In den Forderungen nach „gendergerechtem Durchregeln“ der Sprache vermutet er gar einen „Krieg“ gegen das generische Maskulinum.

Helmut Glück (bis 2015 Professor für Deutsche Sprachwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache an der Universität Bamberg.) bezeichnet die Anfang 2019 ergangene Anordnung der Stadt Hannover zur Verwendung gendergerechter Sprache in allen amtlichen Schriftsätzen als „Ersatzreligion“ und „sprachliche Anbiederung“ und unterfüttert dies mit teilweise grotesken Beispielen. Die Geschlechterfrage, so in seinem Artikel zu „Geschlecht und Schreibweise“, lasse sich nicht über den Weg der Vermeidung des generischen Maskulinums lösen. Er legt gründlich dar, warum der allgemeine Sprachgebrauch nicht um dessen Verwendung herumkomme. Besonders der weit verbreiteten Praxis der Einführung von geschlechtsneutralen Wortendungen, vornehmlich gestützt durch Initiativen aus dem universitären Bereich, erteilt er eine deutliche Absage.

Absurd erscheint allen drei Autoren die besonders an den Universitäten geübte Praxis, die jeweils „weibliche“ Form im Schriftbild durch einen Schrägstrich anzuzeigen oder an dessen Stelle (und der des kleinen i) ein großes I oder ein ! zu setzen oder die Vielfalt der Sexus durch einen Unterstrich (_) bzw. ein Sternchen (*) zu symbolisieren, d.h. also *Bäcker/in*, *BäckerIn*, *Bäcker_in* oder *Bäcker*in* etc. zu schreiben. Dafür, so die durchgängige Argumentation, lieferten sowohl grammatische als auch orthographische Regeln keine Berechtigung. Dies überzeugt aus sprachwissenschaftlicher Perspektive insofern, als solche als systemwidrig bezeichneten Zeichen beim Erlesen von Texten widerständig wirken und vom Inhalt ablenken könnten. Beim mündlichen Vortrag dürften ähnliche Schwierigkeiten entstehen, wenn Schrägstriche, Unterstriche oder Sternchen eingebunden werden sollen, etwa gestisch entsprechend dem Andeuten von Zitaten oder uneigentlicher Rede durch das Krümmen von jeweils zwei Fingern der angehobenen Hände. Eine Möglichkeit der Symbolisierung innerhalb des gesprochenen Wortes wäre eine winzige Pause mit anschließendem Glottisschlag vor dem

-in oder -innen, ich möchte es hier schriftlich einmal durch *Bäcker In.* ausdrücken.

Eine weitere Argumentationskette der Autoren beschäftigt sich mit der Substantivierung von Partizipien. Diese Idee zur Sprachgestaltung soll die Probleme der bisherigen Versuche dadurch zu vermeiden helfen, dass man die Geschlechtszugehörigkeit kurzerhand ganz verdeckt: Besonders ausführlich untersucht dies neben anderen Helmut Glück in seinem Aufsatz zu den Begriffen der *Studenten* und *Studierenden*. Hier sieht es so aus, als werde eine gesellschaftliche Rolle (Student) mit dem Träger (bzw. den Trägerinnen und Trägern, den Träger/ inne/n, den TrägerInnen, den Träger_innen, den Träger*innen, letztlich den Tragenden) eines zeitlich begrenzten Verlaufs, dem Studieren, das sie als „Studierende“ ja gelegentlich tun, verwechselt.

Ist die deutsche Sprache – wie die Befürworter eines gegenderten Sprechens anführen – wirklich dominant „männlich“, und bedarf es – aufgrund sich wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse und Geschlechterbeziehungen – einer nun einmal aufgezwungenen Veränderung, um den Wandel voranzutreiben oder ihn, soweit bereits erfüllt, zu festigen? Ein etwas genauerer Blick in die Grammatik des Deutschen legt eine Verneinung dieser Frage nahe. Sprache verändert sich ständig, auch das wird an vielen Stellen in den Artikeln betont. Vielleicht wird man den einen oder anderen Ausflug in die Sphäre der Experimente (wie sie etwa Helmut Glück in der Verwaltung der Landeshauptstadt Hannover sieht) akzeptieren müssen. Sollte deren Stadtteil „Herrenhausen“ nicht eigentlich auch „Herr*innenhausen“ heißen müssen – so zieht Helmut Glück eine leicht überspitzte Konsequenz.

Auch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung³ bedauert die Verschärfung der gesellschaftlichen Auseinandersetzung um „gengerechte Ausdrucksweisen“, sieht sich aber lediglich als Beobachterin und Begleiterin der „Sprachentwicklung in der Verbindung von sprachwissenschaftlicher, literarischer und literaturkriti-

³ Im Folgenden wird zitiert aus der Stellungnahme des Präsidiums der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Juli 2019 (<https://www.deutscheakademie.de/de/aktivitaeten/projekte/sprachkritik/2019-07-26/drei-fragen-zu-gengerechter-sprache>).

scher Kompetenz“ und schon gar nicht als „Richter“ oder „Schlichter“ auf diesem Feld. Das Grundgesetz, der Gesetzgeber, tatsächlich oder vermeintlich sprachlich unterrepräsentierte Gruppen seien nicht geeignet, den grammatikalischen Fakten überzeugend entgegenzutreten. Gegenüber Sprachen, die gar keine grammatische Genusunterscheidung kennen, sei das Deutsche zwar mit Maskulina, Feminina und Neutra gut gerüstet, den Sexusunterschied sprachlich auszudrücken, was aber nicht dazu führen dürfe, diesen gleich mit dem „männlichen“, „weiblichen“ oder „neutralen“ Genus zu verbinden oder zu verwechseln. Gerade „Geschlechtsneutralität“ bei der Bezeichnung von sich weder männlich noch weiblich fühlenden Menschen lasse sich so sicher nicht erwirken.

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung bemüht sich um einen Ausgleich zwischen den verhärteten Fronten und findet einen Kompromiss in einer die Mitmenschen achtenden Sprache, in klaren Formulierungen im Rechts- und Verwaltungswesen und bewusstem Ausdruck, ohne die vermeintliche Lösung gesellschaftlicher Ungleichheiten in politischen oder moralischen Sprachregelungen zu suchen.

Dieser Band versteht sich als eine Dokumentation. Die Beiträge sind alle seit 2017 in verschiedenen Zeitungen (FAZ, NZZ, SZ, Tagespiegel) erschienen und so bereits einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Sie wurden hier zusammengetragen und nachgedruckt, um nochmals für die Problematik einer „gendergerechten“ Sprache und ihre Konsequenzen zu sensibilisieren. Dabei soll keineswegs die an der einen oder anderen Stelle aufkommende Polemik im Vordergrund stehen, sondern auf die im öffentlichen Genderdiskurs oft zu wenig beachteten Einwände, die mit der Grammatik der Sprache argumentieren, aufmerksam gemacht werden. Dieser Diskurs kann aber durchaus davon profitieren, wenn er nicht ausschließlich politische Meinungen, sondern auch grammatische Argumente zur Kenntnis nimmt.

Eine sich immer differenzierter, bunter, individualisierter entwickelnde Gesellschaft muss auch zu einer Sprache finden können, die sich allzu strikten Regelungen – gleich von welcher Seite – entzieht. „Gendergerechtes“ Schreiben und Sprechen gewinnt vor diesem Hintergrund in geeigneten Situationen und Zusammenhängen einen

Eigenwert, der die abschließenden Forderungen des Präsidiums der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung zu erfüllen vermag. Die Grammatik jeder Sprache wird mit dem Sprechenlernen erworben, erst später kann man sich ihrer Bauprinzipien bewusst werden. Dann mag aber auch die Einsicht reifen, dass (wie Bayer betont) niemand „Urheber“ oder „Erfinder“ dieser gewachsenen Regeln ist und man sich vor dirigistischem Eingreifen in dieses aus sich selbst heraus entwickelnde System hüten sollte.

Jessica Ammer

Peter Eisenberg

Das missbrauchte grammatische Geschlecht – Gendern im Wandel

(zuerst erschienen am 02.03.2017 in der SZ)

Als vor fast vierzig Jahren das Fräulein abgeschafft war und das Gendern begann, wollte man damit zur Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache beitragen. Vieles war einfacher als heute. Dass die Menschheit weitaus überwiegend aus Frauen und Männern besteht, stand beispielsweise außer Frage. Aber schon damals wurden Denkweisen angelegt, die sich als irreführend herausstellen mussten. Die gängigste Form des Genderns bestand in der Ersetzung von Wörtern wie *Bäcker* durch *Bäckerin und Bäcker*. Man unterstellte, dass damit Gendergerechtigkeit möglich würde, denn *Bäckerin* sollte Frauen und *Bäcker* sollte Männer dieses Berufsstandes bezeichnen. Dem Genus Femininum wurde die Bezeichnung von Frauen, dem Maskulinum die Bezeichnung von Männern unterstellt, was prinzipiell unzutreffend ist. Grammatisches und ‚natürliches‘ Geschlecht haben, betrachtet man den Wortschatz des Deutschen als Ganzes, wenig miteinander zu tun, was eigentlich im ersten Semester jeder Grammatikübung klargestellt werden muss.

Wortbildungslehren beschreiben das Ergebnis der Ableitung von Substantiven mit *er* aus Verben (*Bäcker* aus *backen*) als „Person, die die vom Verb bezeichnete Tätigkeit ausübt.“ Von Männern ist beim Nomen Agentis nicht die Rede. *Bäcker* als Maskulinum bezeichnet ebenso wenig ausschließlich Männer wie *Person* als Femininum ausschließlich Frauen bezeichnet. Man kann es drehen, wie man will: So ist das im Deutschen. Es gibt hier also ein Wort, das ausschließlich Frauen bezeichnet (*Bäckerin*), aber keins, das ausschließlich Männer bezeichnet.

Seit den Arbeiten des russisch-amerikanischen Sprachwissenschaftlers Roman Jakobson aus den 1930er Jahren wissen wir, dass in allen Gruppen von grammatischen Kategorien jeweils eine als die unmarkierte fungiert, d. h. als eine mit allgemeiner, unspezifischer Bedeutung im jeweiligen Bereich. Grammatische Kategorien wie Singular – Plural, Indikativ – Konjunktiv oder Aktiv – Passiv teilen einen

Benennungsbereich niemals in gleiche Teile, sondern funktionieren nach dem Prinzip von Hintergrund (unmarkierte Kategorie) und Bild (markierte Kategorie mit speziellerer Bedeutung und aufwendigerer Form). Bei den meisten Klassen von Abstrakta und Kollektiva (*Erregung, Klugheit, Seilschaft, Mannschaft*) des Deutschen ist das Femininum unmarkiert mit der Folge, dass auch bei Artikelwörtern und Pronomina der Plural bis auf den Dativ identisch mit dem Singular des Femininums ist (*die, sie, ihre, manche* usw.).

Etwas anders, aber vergleichbar bei substantivierten Adjektiven und Partizipien (*Alte, Abgeordnete, Vorsitzende*). Das Femininum ist hier dominant, bei anderen Personenbezeichnungen ist das Maskulinum unmarkiert.

Mit Maskulina werden häufig Personen unabhängig vom natürlichen Geschlecht bezeichnet. Wie oben angedeutet: *Bäcker* ist die Bezeichnung für Angehörige eines Berufsstandes. Mit *Bäckerin* sind die weiblichen Angehörigen des Standes gemeint, d.h. diese feminine als die markierte Form hat gegenüber der maskulinen eine speziellere Bedeutung. Eine einfache Bezeichnung für die männlichen Angehörigen gibt es nicht. Der Ausdruck *Bäckerinnen und Bäcker* ist insofern sprachlich problematisch, als die weiblichen Mitglieder des Berufsstandes zweimal, die männlichen einmal genannt werden. Aber natürlich wird der Ausdruck in der Regel richtig verstanden, schon weil wir inzwischen an seine Verwendung gewöhnt wurden. Faktum bleibt jedoch, dass mit *Bäcker* ein Allgemeinbegriff existiert, der in Eigenschaften des Systems angelegt ist, dass man also schon durch die einfachste Form des Genderns eine tief verankerte Regularität zur Bildung von Allgemeinbegriffen übergeht. Sie anzugreifen, führt auch niemals zu Gendergerechtigkeit, sondern allenfalls zu Markiertheitsumkehrung dergestalt, dass irgendwann das Femininum unmarkiert würde. Vollkommene Symmetrie gibt es im Kategoriengefüge natürlicher Sprachen nicht, sie hätte theoretisch einen ähnlichen Status wie das labile Gleichgewicht in der Physik.

Das morphologische Ärgernis über diese Verhältnisse im Deutschen macht sich an der formalen Abhängigkeit des Femininums *Bäckerin* vom maskulinen *Bäcker* fest. Die maskuline Form ist vollständig in der femininen enthalten. Feministinnen haben immer wieder einmal die Analogie zur Erschaffung der Frau in der Genesis berufen. Sie wird in zwei Geschichten erzählt. In der ersten (1. Buch Mose, Kap.

1, 26-28) schuf Gott Mann und Frau gemeinsam: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, ... Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie [sic] als Mann und Frau.“ In der zweiten sieht das ganz anders aus (1. Buch Mose, Kap. 2, 21-25): Die Frau wird aus der Rippe des Mannes gemacht, und dieser sagt ganz unmissverständlich: „Die ist nun Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin nennen, weil sie vom Manne genommen ist.“ Eben dieses Verhältnis finden wir im Gegenwartsdeutschen vor, wo die femininen Substantive die maskulinen voraussetzen.

Schon ganz zu Anfang waren die Verfechter des Genderns aus diesem und anderen Gründen bereit, kräftig in die Sprache einzugreifen, um doch noch Gerechtigkeit herzustellen. Bekannt wurde der Vorschlag von Luise Pusch, es mit *der Bäcker* (mask.), *die Bäcker* (fem.) und *das Bäcker* (neut.) als Bezeichnung für das Genus proximum zu regeln. Aber dieses System wäre allem, was wir über Genera des Deutschen wissen, zuwider.

Das Genus in den indoeuropäischen Sprachen ist entstanden durch Zweiteilung in Bezeichnungen für Belebtes (später Maskulinum) und Unbelebtes (später Neutrum). Das Femininum kam als drittes Genus hinzu und spezialisierte sich auf Kollektiva und Abstrakta. Mit dem natürlichen Geschlecht weiblich hatte es, wie oben festgestellt, nichts zu tun und dabei ist es, fasst man den Gesamtwortschatz des Deutschen ins Auge, bis heute geblieben. Puschs Vorschlag hätte dem Genusystem bestimmter weit abliegender Sprachen wie dem des Marengar in Australien genügt, aber nicht dem des Deutschen.

Mit der Sichtbarmachung von Frauen war es ebenfalls nicht getan. Wir hatten von Anfang an Professorinnen, Studentinnen, Lehrerinnen, Dekaninnen, aber keine Versagerinnen, Verbrecherinnen, Ladendiebinnen (obwohl Damenbekleidung mit am meisten geklaut wurde) oder gar Idiotinnen. Und wir hatten es von Anfang an vor allem mit Erregungen im universitären Bereich zu tun, was der Initiative viel Spott eingetragen, ihr schwer geschadet hat.

Der nächste Schritt in Richtung eines konsequenten Genderns bestand in der Propagierung der Schreibweise *BäckerInnen*, die dann vielfältig ausgebaut wurde, etwa zu *Bäckerinnen*, *Bäcker/innen*, *Bäcker_innen* und *Bäcker*innen*. Das erste Problem war von

vornherein, dass unklar blieb, wie all das ausgesprochen werden konnte. Aus dieser großen Not versucht man eine kleine Tugend zu machen mit dem Hinweis, die Fixierung auf das Geschriebene sei umso richtiger, als die Sprecher dadurch ins Grübeln kämen. Ganz einfach: Man sollte sich wohl an solche Formen gewöhnen, aber dennoch niemals aufhören, jedesmal wieder überrascht zu sein. Es ist nun gerade ein Vorteil des Deutschen, dass die Formen des Geschriebenen und Gesprochenen allgemein nahe beieinander liegen, anders als etwa im Französischen und Englischen. Überlegungen dieser Art spielen selbstverständlich für das Gendern keine Rolle.

Die zuletzt genannten Formen *Bäcker_innen* und *Bäcker*innen* finden ihren Platz in den neueren Thesen über den wahren Charakter des Geschlechts, auch in Gruppen von LSBTTIQ. Der Unterstrich hat nach einer verbreiteten Lesung über sich einen Abgrund von Leere und soll verwendet werden, wenn man gar kein Geschlecht mehr will, der über allem sich erhebende Stern (Asterisk) dagegen soll die ungefähr sechzig Geschlechter überstrahlen, die man heute individuell oder gruppenbasiert in Anspruch nimmt. Die Sprache muss ja mit nur drei Genera auskommen. Alle genannten Formen, das darf man nicht vergessen, gibt es im Deutschen nicht. Sie stellen einen Eingriff in unsere Grammatik dar, in der sie keinen Platz finden.

Sie sind, was man Pluralia tantum nennt: substantivische Ausdrücke, die keinen Singular haben. Lässt man wie üblich die Pluralendung weg, ergibt sich *die Bäcker*in*, vermutlich ein Femininum zur Bezeichnung von Frauen. Und das Maskulinum? Vermutlich *der Bäcker*in* zur Bezeichnung von Männern. Wollen wir das?

Immerhin haben wir doch als grammatisch wohlgeformt *Bäcker* und *Bäckerin*, wenn auch wegen der sexusübergreifenden Bedeutung von *Bäcker* mit etwas schräger Semantik. Und was wird aus *Bäckerhandwerk*, *Bäckerlehrling* usw.? Es ergeben sich *Bäcker*innenhandwerk*, *Bäcker*innenauszubildende*r* usw.

Wollen wir so etwas wirklich?

Für den Grammatiker ist das nur die Spitze des Eisbergs. So wenig wie in der Gentechnik kann man in einer natürlichen Sprache überblicken, was passiert, wenn man irgendwo beliebig ins System hineingreift. Man denke nur an die um sich greifende Ersetzung von abgeleiteten Substantiven durch zu Substantiven konvertierte Partizi-

pien. Dazu eine kleine, aus Zufallsfunden zusammengestellte Liste. Substantivierte Partizipien als Personenbezeichnungen: *Ankommende, Studierende, Fortgeschrittene Studierende, Lehrende, LKW-Fahrende, Autobahnbenutzende, Helfende, Mitfeiernde, Nichtglaubende, Wahlhelfende, Anrufende, Forschende, Erziehende, Demonstrierende, Streikende, Asylsuchende, Schutzsuchende, Teilnehmende, Medienschaffende, Naherholungssuchende, Lernende, Fortgeschrittene Lernende, Promovierende, zu Promovierende, Prüfende, zu Prüfende, zu Impfende, Auszubildende, Eingewanderte, Eingebürgerte, Getötete, Geflüchtete, Vertriebene, Exilierte, Geduldete, Asylberechtigte, Betroffene.*

Solange Fälle dieser Art nicht andere Wörter ersetzen oder Einzelfälle sind, richten sie keinen Schaden an. Wir haben ja seit langem auch Wörter wie *Vorsitzende, Abgeordnete, Angestellte*. Aber der Unterschied zwischen einem substantivierten Partizip und einer Suffixbildung ist bedeutend und sollte nicht übergangen werden. Partizipien sind Formen, die produktiv von allen Verben gebildet werden können und der Bedeutung des Verbs nahe bleiben. Auch ihre Konversion zu Substantiven ohne formale Veränderung ändert daran nichts. Suffigierungen wie die mit *er* oder *ling* bringen dagegen über das Suffix ein ganz neues Bedeutungselement ins Substantiv. Jedes von ihnen hat spezifische semantische Funktionen.

Man stelle sich die Abschlussklasse einer Schule vor, deren Schüler eine Lehre antreten wollen. Sie sind dann Auszubildende, aber Lehrlinge sind sie noch nicht. Der Unterschied zwischen beiden Substantiven ist einfach und klar. In einem Blog über das Gendern bringt ein Blogger ein ebenso klares, wenn auch vielleicht ein wenig makabres Beispiel zu *Studierender* vs. *Student*: Ein sterbender Studierender stirbt beim Studieren, ein sterbender Student kann auch im Schlaf oder beim Wandern sterben.

Dasselbe gilt für durch Konversion des Partizip 2 gebildete Substantive. Ein Geflüchteter kann einer sein, der sich einem Regenguss oder einer nervigen Seminarveranstaltung entzieht, ein Flüchtling dagegen flieht vor Krieg, Gewalt oder politischer Verfolgung. Der Bedeutungsunterschied ist in allen besseren Wörterbüchern des Deutschen niedergelegt. Niemand von den elf Millionen Menschen, die am Ende des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat verlassen haben,

hat sich als Geflüchteter bezeichnet, alle waren Flüchtlinge und sind es geblieben. Es gibt überhaupt keinen Grund, das Wort *Flüchtling* aus dem Deutschen zu vertreiben, sieht man vom Gendern ab. *Flüchtling* lässt sich nicht gendern, die Form *Flüchtlingin* ist aus morphologisch-systematischen Gründen ungrammatisch. Deshalb hätte man gern das partizipiale Substantiv *Geflüchteter*, das man ohne Aufhebens gendern kann. Allerdings erneut zu dem Preis, dass man sich zum Herren oder zur Herrin der Sprache erhebt, einen wichtigen, tief verwurzelten Wortbildungsprozess untergräbt und ein jahrhundertealtes Wort diffamiert.

Im Augenblick galoppiert das Gendern mit hoher Konsequenz auf einige extreme Ausformungen zu, die ihm durchaus schaden könnten. Im Berliner Koalitionsvertrag von 2001 ist von Berliner*innen, Bürger*innen, Senator*innen usw., aber nur von jugendlichen Straftätern und Intensivtätern die Rede. Auch hören wir täglich etwas über Gefährder, nicht aber über Gefährder*innen oder Gefährdende. Aus Sicht des Genderns doch wohl eine haarsträubende Diskriminierung. Und auf Vorschlag der SPD-Fraktion im Bezirksparlament von Berlin-Lichtenberg sollen Drucksachen nur noch auf der Tagesordnung erscheinen, wenn sie in gegenderter Sprache abgefasst sind. Das bedeutet nichts anderes, als in Standarddeutsch abgefasste Schriftstücke sofort in den Papierkorb zu werfen. Dem kann juristisch auf verschiedenen Wegen begegnet werden, die aber bisher kaum begangen sind. Es sollte sich jemand finden, der Klagerecht besitzt und den Aufwand nicht scheut. Er würde sich um die deutsche Sprache verdient machen. Gerade weil wir kein Sprachgesetz wollen, sollten sprachpolizeiliche Allüren unterbunden werden.

In anderer Hinsicht konsequent ist das Verhalten einer Person, die bis vor kurzem Professorentätigkeit an der HU Berlin ausgeübt hat, jetzt im Verlagswesen arbeitet und nicht mit Formen angesprochen oder -geschrieben werden möchte, die irgendwie an die beiden Genera Maskulinum und Femininum erinnern, also auch nicht mit Asterisk oder Unterstrich und auch nicht mit Formen wie *sehr Geehrte*, *liebe* usw. In einem Interview mit Spiegel Online (24.04.2014) teilt der Mensch den Anspruch auf die Anrede *Hallo Lann Hornscheidt* oder *ProfessX Hornscheidt* mit. L.H. zeigt sich im Übrigen durchaus tolerant, nur bei der eigenen Anrede hört der Spaß auf. Die Professur hat die Denomination Gender Studies, ProfessX Hornscheidt hat ein

umfangreiches Œuvre in diesem Bereich vorzuweisen, zu dessen Telos ihre persönliche und ganz individuelle Haltung zu Sprache und Geschlecht geworden ist. Auch wenn ProfessX im Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU selbstverständlich nicht allein steht: Cui bono? Musste es unausweichlich zur extremen Individualisierung der wissenschaftlichen Vita kommen? Die Sprache ist doch, was uns verbindet, und die Wissenschaft ist doch, was allen oder zumindest vielen zugute kommt, oder?

Auf der Homepage der HU heißt es:

„Die Kategorie *Geschlecht* ist eine der zentralen Wahrnehmungs- und Identitätskategorien heutiger Gesellschaften.“

(www.gender.huberlin.de/de/zentrum/person/ma/1682130, besucht am 28.12.2016).

Das ist sicher richtig, es bedeutet aber gerade nicht, dass ‚Geschlecht‘ gegenüber anderen Kategorisierungen wie soziale Herkunft, Religionszugehörigkeit, Hautfarbe, Beruf usw. verabsolutiert werden darf. Die Genderforschung hat es geschafft, sich absolut zu setzen. Das ist durch nichts gerechtfertigt.

Peter Eisenberg

Wenn das Genus mit dem Sexus

(zuerst erschienen am 27.02.2018 in der FAZ)

Wann begreifen die Leute endlich, dass das grammatische Geschlecht mit dem biologischen Geschlecht nichts zu tun hat? Eine Verständnishilfe.

Dealer, Gefährder, Terrorist, Kriegsverbrecher, Salafist, Dschihadist, IS-Anhänger, Straftäter, Intensivtäter und Einbrecher sind Wörter, die überall verwendet werden, in der „taz“ wie in der F.A.Z., im „Spiegel“ wie in der „Zeit“. Niemand möchte mit solchen Wörtern behaupten, dass Frauen keine Drogen vertreiben, nicht in Wohnungen einbrechen oder keine Straftaten begehen. Es handelt sich um Substantive im Maskulinum, die wir zur Bezeichnung von Personengruppen verwenden, und zwar unabhängig vom natürlichen Geschlecht. Man spricht vom generischen Maskulinum, eben weil es sich auf ganze Gruppen von Personen ohne Geschlechtsdifferenzierung beziehen kann. Dass es sich so verhält, wird unübersehbar etwa an Bezeichnungen für Werkzeuge wie „Öffner“, „Bohrer“, „Summer“, die demselben Bildungstyp angehören.

Ihre Sexusneutralität erschließt sich weiter aus dem Bau solcher Wörter. Dem Verbstamm *deal* folgt das Suffix *-er* zur Bildung von Substantiven mit der Bedeutung „Träger der vom Verb bezeichneten Handlung“. Das Suffix *-er* gehört im Gegenwartsdeutschen zu den produktivsten überhaupt und geht unter anderen dem Suffix *-in* bei Bezeichnungen für Personen weiblichen Geschlechts voraus („Lehrerin“, „Denkerin“, „Dealerin“). Ein zusätzliches Suffix führt immer zu einer spezielleren Bedeutung, hier von einer geschlechtsneutralen zu einer geschlechtsspezifischen Personengruppe.

Nicht mitgemeint, sondern gar nicht gemeint

Schon seit Beginn der feministischen Linguistik in den achtziger Jahren hat man mit der Sexusneutralität der generischen Maskulina gehadert: „Lehrer“, „Denker“, „Dealer“ seien keineswegs geschlechtsneutral, vielmehr dienten sie der Bezeichnung von Personen männli-

chen Geschlechts. Das Maskulinum wurde regelrecht sexualisiert. Ein Wort wie „Lehrer“ hätte die Bedeutung „handelnde Person und männlich“, ein Wort wie „Lehrerin“ hätte die Bedeutung „handelnde Person und weiblich“. Das Suffix -in würde das Merkmal „männlich“ gegen das Merkmal „weiblich“ austauschen. Durch das zweite Suffix entstünde keine speziellere Bedeutung, sondern lediglich ein Wechsel vom Merkmal männlich zum Merkmal weiblich. Ein solcher Prozess ist wortstrukturell prinzipiell ausgeschlossen. Es gibt ihn nicht und kann ihn nicht geben.

Trotzdem wurde der Kampf gegen das generische Maskulinum zum sprachlichen Hauptanliegen der Genderbewegung. Das beginnt mit der Rede von „männlichen Wörtern“ statt von Maskulina und bedient sich der Formulierung, Frauen seien im generischen Maskulinum allenfalls „mitgemeint“. Nein, Frauen sind nicht mitgemeint, sondern als Gruppe gar nicht gemeint, ebenso wie Männer gar nicht gemeint sind. Wer das generische Maskulinum verwendet, ist vom Bezug auf ein natürliches Geschlecht befreit, er formuliert allgemeiner. Sprachen sind so gebaut, dass sie sehr wohl bestimmte grammatische Formen fordern, nie aber bestimmte Bedeutungsmerkmale erzwingen.

Die Sprache ist voller Generika

So findet sich im Aussagesatz stets eine Tempusform des Verbs, aber der Satz muss niemals einen bestimmten Zeitbezug haben. Unser Präsens bedeutet nicht lediglich „Gegenwart“, sondern es kann in Sätzen wie „Zwei mal drei ist sechs“, „Wale sind Säugetiere“ oder „Morgen besucht er sie“ ganz andere oder gar keine Zeitbezüge haben. Analog zum generischen Maskulinum lässt sich von einem generischen Präsens sprechen, und wenn man genauer hinsieht, zeigt sich auch ein generischer Singular beim Substantiv (in „Der Löwe ist ein Raubtier“ liegt keine Einzahl vor), und es zeigen sich zahlreiche weitere derartige Generika. Sie sitzen tief in der Grammatik und sind für eine semantisch freie Kommunikation von hoher Bedeutung.

Die Sexualisierung des Maskulinums und des Femininums wurde bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit Energie betrieben, auch Jacob Grimm war mit einem konsequenten Animismus

dabei. Seit den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ist man eigentlich darüber hinaus, zumal sich diese Sicht auch historisch als falsch erwies. Das grammatische Geschlecht in den indoeuropäischen Sprachen ist durch die Unterscheidung von „belebt“ und „unbelebt“ (später Maskulinum und Neutrum) entstanden, erst als drittes Genus kam das Femininum hinzu mit einer Spezialisierung auf die Bezeichnung von Mehrheiten und Abstrakta („Freiheit“, „Sauberkeit“, „Bedeutung“). Im Deutschen sind bis heute viele Plurale („Mehrheiten“) identisch mit femininen Formen. Substantive verwenden im Plural die Artikelform „die“, das Personalpronomen lautet „sie“. Sollten Männer aus der Form „die Menschen“ etwa schließen, sie seien nur „mitgemeint“, gemeint seien eigentlich nur Frauen? Niemand kam bisher auf eine solche Idee, aber man weiß ja nie.

Auch das Suffix -ling wird stigmatisiert

Das generische Maskulinum zeigt seine Wirkung und Bedeutung in vielen weiteren Bereichen, namentlich bei Pronomina. Mit „Wer war das?“ fragt man nach einer Person unabhängig vom natürlichen Geschlecht, aber die Form ist maskulin. Man erkennt das an Sätzen wie „Wer das tut, den (*die) haun wir auf den Hut“. Die feminine Form „die“ ist ausgeschlossen. Ebenso bei „jemand“. Berühmt wurden Sätze wie „Kann jemand etwas von seiner (!) Schwangerschaft erzählen?“ Wieder ist die feminine Form („ihrer“) nicht möglich. Der Kampf gegen das generische Maskulinum hat viele Seiten: Bildungen mit „er“ werden ersetzt durch Partizipien, statt Richtern, Läufern und Trinkern sollen wir uns mit Richtenden, Laufenden und Trinkenden begnügen, die etwas ganz anderes meinen. Auch das Suffix -ling wird stigmatisiert, aus Flüchtlingen werden Geflüchtete. Statt „der Computer“ soll es nach radikaleren Vertretern des Genderns „die Computa“ heißen. Eine gängige Paarformel wie „Lehrer und Lehrerin“, in der nach den Regeln des Deutschen das längere Wort stets dem kürzeren folgt („Kind und Kegel“, „beten und arbeiten“) wird verkehrt zu „Lehrerin und Lehrer“. Was wie eine Höflichkeitsgeste Frauen gegenüber aussieht, erweist sich als Manipulation der Bedeutung: Die zuerst genannte geschlechtsspezifische Form „Lehrerin“ induziert für die folgende Form „Lehrer“ eine analoge, das heißt ebenfalls geschlechtsspezifische Lesung. Die generische Bedeutung von „Lehrer“ kommt nicht zum Zuge.

Angela ist Physiker

Besonders hervorgerufen hat sich in diesem Kampf eine Broschüre mit dem Titel „Richtig gendern“ (Dudenverlag, 2017). Den Satztyp „Wer das tut, den (*die) haun wir auf den Hut“ kommentieren die Autorinnen, von denen eine bestellte Professorin für deutsche Grammatik ist, mit dem Satz „Als traditionell normgerecht gilt in diesen Fällen ... nur die Wiederaufnahme mit den Maskulinformen.“ Gemeint ist, man könne sich ruhig über das „traditionell Normgerechte“ hinwegsetzen und sagen „Wer das tut, die haun wir auf den Hut“. Für den Satztyp „Wer das tut, der wird Sieger“ empfehlen die Autorinnen das Weglassen des Pronomens („Wer das tut, wird Sieger“), damit die grammatische Regularität gar nicht erst sichtbar wird. Und über den Gebrauch von Sätzen wie „Angela ist Physiker“, „Unsere Chefin ist ein geschickter Vermittler“ heißt es in Fettdruck: „Wir betonen jedoch ausdrücklich, dass wir diese Praxis NICHT empfehlen!“ Das Ganze gipfelt in der Behauptung: „Aus dem Sprachsystem des Deutschen ergibt sich kein sachlicher Grund für die Verwendung des sogenannten ‚generischen Maskulinums‘. Letzteres stellt eine bestimmte Art des Sprachgebrauchs dar, die verändert werden kann.“ Manipulation des Sprachgebrauchs, Manipulation der Sprachnorm und Ridikülisierung der Grammatik: Der Preis, der für eine Anbiederung an den Zeitgeist gezahlt wird, ist hoch. Für Wissenschaftlerinnen viel zu hoch.

Wir brauchen das generische Maskulinum im Deutschen und verwenden es auch spontan, ohne viel davon zu merken. Es gehört zum Sprachwissen, wo es um die Ausdruckskraft des Deutschen geht. Die Beispiele dafür sind Legion, nur ein paar wenige zur Illustration. In einer Zeitungsglosse liest man etwa: „Bisher galten Sandra Maischberger und Jörg Schönenborn als unbescholtene Journalisten.“ Die begnadete Pianistin Anastassiya Dranchuk sagte zu der ihr drohenden (inzwischen abgesagten) Ausweisung: „Es ist das Todesurteil für einen Künstler.“ Und aus Pyeongyang kam die Nachricht: „Unsere Bobfahrer sind der Stolz der Nation.“ Zu den Bobfahrern gehören Frauen ebenso wie Männer. Niemand hat das Recht, so etwas aus der Sprache zu verbannen.

Helmut Glück

Geschlecht und Schreibweise:

Eine kleine Sex-Grammatik

(zuerst erschienen am 02.05.2018 in der FAZ)

Wer meint, in generischen Maskulina seien „die Frauen nicht mitgemeint“, verkennt eine elementare Funktion von Sprache. Der Autor dieses Gastbeitrags fordert daher: Vorsicht beim Gendern!

Sexus ist eine natürliche, Genus ist eine grammatische Kategorie. Sexus begründet den Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Lebewesen. Wenn Judith Butler behauptet: „Anatomie ist ein soziales Konstrukt“, dann hat sie die Evidenz gegen sich. Die Menschheit gliedert sich überall in zwei Geschlechter mit einer Grauzone dazwischen, mit der sich das Bundesverfassungsgericht kürzlich befasst hat, ohne die sprachlichen Folgen zu bedenken. Anredeformeln wie „Meine Damen und Herren!“ oder „Liebe Kolleginnen und Kollegen!“ werden durch dieses „dritte Geschlecht“, das inzwischen gut fünfzig Varianten aufweist, unter Druck geraten.

Die Sprachen der Welt ordnen, soweit sie das Genus überhaupt haben, ihre Substantive zwei (zum Beispiel Französisch und Schwedisch) oder drei Genera (Deutsch und Russisch) zu. Auch die Kategorie Genus hat Ränder: Es gibt Substantive mit Doppelgenus (Brock, Joghurt). Ins Deutsche wurde Genus mit „grammatisches Geschlecht“ übersetzt. Das ist problematisch, weil es eine Verwechslung fördert. Denn Genus hat mit Sexus, dem natürlichen Geschlecht, nicht viel zu tun. Nur bei Personenbezeichnungen und Bezeichnungen für einige Tiere kommen sich Genus und Sexus ins Gehege, sonst nirgends. Im Kernbereich geschieht das lexikalisch, indem die Wörter selbst sexusmarkiert sind, etwa bei Verwandtschaftsbezeichnungen (Onkel – Nichte, Tante – Neffe) und bei einigen Säugetieren (Kuh – Bulle mit Rind als Oberbegriff). Außerhalb dieses Kernbereichs kann Sexus durch Wortbildungsmittel markiert werden, vor allem mittels der Endung „-in“ (Bäckerin, Lehrerin). Mädchen ist nur deshalb ein Neutrum, weil die Endung „-chen“ immer Neutra produ-

ziert. Bei Metaphern funktioniert der Mechanismus nicht ohne weiteres. Wer eine Polizistin beschimpfen will, muss zu einer Ableitung greifen: „Bullin“ (nicht: Kuh).

Sprache bezeichnet, Sprache meint nie irgendetwas

Personenbezeichnungen sind generisch maskulin, also nicht sexusmarkiert. Wer die Auffassung vertritt, in generischen Maskulina seien „die Frauen nicht mitgemeint“, verkennt eine elementare Funktion von Sprache: Sprache bezeichnet, Sprache meint nie irgendetwas. „Meinen“ können nur Menschen. Strittig ist vor allem die Frage, ob maskuline Endungen sexusmarkiert sind. Dabei geht es vor allem um Bildungen mit der Endung „-er“, mit der man Personenbezeichnungen von Verben ableitet: Lehrer, Bäcker. Sie kann aber nicht nur Personen bezeichnen, sondern auch Instrumente (Entsafter, Mähdrescher), Kleidungsstücke (Büstenhalter, Hosenträger), Fahrzeuge (Laster, Frachter) und allerhand anderes bezeichnen, zum Beispiel Paarhufer, Walzer, Patzer – all diese Wörter kann man nicht gendern!

Maskuline Personenbezeichnungen sind jedoch nicht sexusmarkiert, denn sie bezeichnen beide natürlichen Geschlechter. Bäcker schließt die Bäckerin ein, Lehrer die Lehrerin. Man sieht das an Bildungen wie Bäckerei, Bäckerinnung, Bäckerlehrling. Wenn man weibliche Wesen ausdrücklich bezeichnen will, verwendet man die Endung „-in“. Erst sie markiert Sexus. Sie erlaubt, die Bürgerin vom Bürger, die Meisterin vom Meister zu unterscheiden, wenn man das will. Wenn man aber eine Bürgermeisterin von einem Bürgermeister unterscheiden will, sollte man das Erstglied unverändert lassen, denn Bürgermeister beiderlei Geschlechts sind (hoffentlich) für alle Bürger beiderlei Geschlechts da. Bürgermeister, Genossenschaft, Schülersprecher sind sexusneutral, sie bezeichnen Frauen und Männer gleichermaßen. Nur Bildungen wie Genossinnenschaft, Bürgerinnensprechstunde, Schülerinnensprecherin würden ausschließlich weibliche Wesen „meinen“, und die Bildung Bürger- und Bürgerinnenmeister und -meisterin wäre absurd.

Klare sprachliche Grenzen gibt es also bei Zusammensetzungen, die auf Personenbezeichnungen beruhen. Meisterschaftsteilnehmerspre-

cher müsste man zu Meister- und Meisterinnenschaftsteilnehmer und -teilnehmerinnensprecher und -sprecherin gendern. Wie würde diese Bildung im Singular lauten?

Dumpfbacke ist feminin, Dreckspatz maskulin

Schimpfwörter sind genusfest und meistens generisch, weshalb man mit ihnen Frauen und Männer gleichermaßen beleidigen kann: Pfeife, Flasche, Dumpfbacke sind feminin, Schwachkopf, Schluckspecht, Dreckspatz maskulin, Rindvieh, Kameradenschwein sind Neutra. Sexusbezug kann man dadurch herstellen, dass man Tierbezeichnungen verwendet, die offen sexusmarkiert sind wie dumme Kuh, alte Ziege versus geiler Bock, blöder Hammel. Das funktioniert aber nicht durchgängig: Dumme Sau geht für beide Sexus, Boxenluder hingegen sind stets weiblich, obwohl das Wort ein Neutrum ist.

Der Sprachgebrauch sperrt sich ebenfalls gegen das Gendern. Wir gehen zum Friseur, zum Zahnarzt, zum Italiener, und damit sind auch alle Friseurinnen, Zahnärztinnen und Italienerinnen bezeichnet. Es gibt Fälle, in denen Substantive einer bestimmten Bedeutungsgruppe dasselbe Genus haben. Bäume sind von alters her meistens feminin (Eiche, Buche, Birke), Mineralien und Kristalle meistens maskulin (Feldspat, Gneis, Achat), Metalle meistens Neutra (Gold, Eisen, Silber). Automarken sind meistens maskulin, wie der BMW, der Mercedes (obwohl das ein Frauename ist), der Corsa (obwohl der die feminine Endung „-a“ hat). Motorradmarken sind dagegen feminin: die BMW, die Kawasaki, die Moto Guzzi. Käsesorten sind meistens maskulin, auch wenn sie ein feminines „-a“ haben: der Gouda, der Gorgonzola, der Cambozola. Warum? Weil Käse ein Maskulinum ist. Mit Sexus hat das alles nichts zu tun.

Ganz ungeeignet zum Gendern sind Zusammensetzungen, deren Erstglied eine Personenbezeichnung ist: Henkersmahlzeit, Zigeunerbaron, Räuberpistole (Erstglied maskulin), Geiselnahme, Waisenrente, Hexenhaus (Erstglied feminin). Das gilt auch für Erstglieder, die Tiere bezeichnen, wie Löwenmäulchen, Affenliebe, Katerfrühstück (Erstglied maskulin), Katzenmusik, (etwas ist zum) Mäusemelken (Erstglied feminin). Wenn Personenbezeichnungen zu Sachbezeichnungen werden, macht sie das gegen das Gendern immun: Pariser

(Kondom), Berliner (Schmalzgebäck), Spätburgunder. Das gilt auch für Produktnamen wie Jägermeister, Königspilsener. Werk-Titel sind bisher vom Gendern unbehelligt geblieben: „Die Räuber“, „Die Weber“.

Substantive kann man nicht nach Genus deklinieren

Es geht aber nicht nur um die Wörter und die Möglichkeiten, aus alten Wörtern neue zu bilden, sondern auch um den Satz und seine Teile. Substantive kann man deklinieren, also in den Plural setzen (Frau – Frauen) oder in den Genitiv (Kind – Kindes). Man kann sie aber nicht nach Genus deklinieren – bisher hat noch niemand behauptet, dass Frau das Femininum von Mann oder Mann das Maskulinum von Frau sei. Aber andere Wortarten dekliniert man nach Genus: die Artikel, die Adjektive, die Pronomina und die Partizipien. Das liegt daran, dass sie in vielen Fällen mit dem Substantiv, auf das sie sich beziehen, übereinstimmen müssen: der/dieser schöne Mann, ein schöner Mann, mein geliebter Mann. Das Substantiv zwingt seiner syntaktischen Umgebung sein Genus auf.

Dieser grammatische Sachverhalt hat dazu geführt, dass Adjektive und Partizipien zum Hauptinstrument des Genderns gemacht wurden. Denn man kann sie substantivieren und nach Genus deklinieren: der/die Alte, der/die Vertriebene, der/die Fliehende. Bei den Adjektiven geht das problemlos, bei den Partizipien aber nicht, denn sie haben eine aktionale Bedeutung. Sie bezeichnen entweder den Abschluss einer Handlung oder den aktuellen Ablauf einer Handlung. Vertriebene sind Leute, die vertrieben worden sind, Fliehende sind Leute, die gerade fliehen. Ähnlich ist es beim Gerundiv, dem „Partizip der Notwendigkeit“: Es bezeichnet das Ziel einer Handlung, Sexus ist nachrangig: Der/die Auszubildende ist jemand, der ausgebildet werden soll. Die Fragepronomina, die maskulin kongruieren, hat Peter Eisenberg an dieser Stelle beschrieben (F.A.Z. vom 28. Februar). Die unbestimmten Fürwörter funktionieren nach demselben Muster: Wer so etwas sagt, hat seinen Verstand verloren; irgendjemand hat seinen Lippenstift liegen lassen.

All dies sind grammatische Sachverhalte, keine Ansichtssachen. Es gibt keine ernstzunehmende Richtung der grammatischen Forschung,

die diese strukturellen Gegebenheiten in Wortbildung und nominaler Syntax in Frage stellen würde. Die Forderung, alle personenbezeichnenden Maskulina zu gendern, verkennt die Tatsache, dass Maskulina in Bezug auf Sexus grundsätzlich unmarkiert sind. Genus ist ein grammatischer Mechanismus, über den niemand nach Gusto verfügen kann. Die Behauptung eines amtierenden Professors für Linguistik, das Gendern sei eine Frage der Moral und des Anstands, ist eine sozialpädagogische Anmaßung und hat keine grammatische Grundlage. Solange das Gendern im privaten Bereich betrieben wird, mag das als Kundgabe fortschrittlicher Gesinnung durchgehen; niemand muss sie teilen. Wer nicht gendert, hat jedenfalls Grammatik und Rechtschreibung auf seiner Seite. Wenn aber das Gendern zum Programm erhoben und von Politikern, Professoren oder Pfarrern als Tugendnachweis eingefordert wird, liegen ein autoritärer Eingriff in die Sprache und ein Übergriff auf ein Bürgerrecht vor, das darin besteht, dass das Deutsche in der Öffentlichkeit ohne Gängelei und erhobene Zeigefinger verwendet wird.

Das grassierende Gendern sexualisiert die Sprache, es missbraucht die Sprache. Denn die Sprache ist weder Männchen noch Weibchen. Zum „kleinen Unterschied“ trägt sie nur so viel bei, dass man über ihn sprechen und schreiben kann. Zum Schutz von Menschenrechten taugt das Gendern nicht. Es gibt Felder, auf denen es wirklich nötig ist, für die Rechte der Frauen einzutreten.

Peter Eisenberg

Sprache nicht misshandeln

(zuerst erschienen am 06.08.2018 im Tagesspiegel)

Nichts gegen eine geschlechtergerechte Sprache, doch das generische Maskulinum darf nicht angetastet werden. Eine Streitschrift.

Seit mehr als vierzig Jahren gibt es bei uns einen öffentlichen Diskurs über Notwendigkeit und Möglichkeit einer geschlechtergerechten Sprache, aber selten war er so intensiv wie in diesem Sommer. Und die vertretenen Positionen erweisen sich als kaum vereinbar, echte Kompromisse sind selten. Das gilt weitgehend auch für die beteiligten Sprachwissenschaftler, besonders bei der zu ihrer Domäne gehörenden Frage nach dem Verhältnis von Genus und Sexus, dem grammatischen und dem natürlichen Geschlecht.

Zugespitzt hat sich der Streit am sogenannten generischen Maskulinum, das bei Personenbezeichnungen wie Lehrer, Schlosser, Soldat, Spion in Erscheinung tritt. Dienen sie in der Grundbedeutung der Bezeichnung von Männern oder sind sie geschlechtsneutral in dem Sinn, dass sie gar keinen Bezug zum natürlichen Geschlecht haben, also weder auf männlich oder weiblich noch auf inter, trans, queer und so weiter fixierbar sind? Ist es so, dann wäre durch das generische Maskulinum auch niemand diskriminiert, gleichgültig, welche Geschlechtsidentität er persönlich hat.

Das generische Maskulinum ist in der Sprache tief verankert

Um es deutlich zu sagen: Die hier vorgelegte Verteidigung des generischen Maskulinums richtet sich nicht gegen die Verwendung des Deutschen als geschlechtergerechte Sprache, sondern gegen seine Misshandlung und Manipulierung in vermeintlich guter Absicht. Denn gerade das generische Maskulinum ist eine in der Sprache tief verankerte, elegante und leistungsstarke Möglichkeit zur Vermeidung von Diskriminierung.

Am Diskurs beteiligte Sprachwissenschaftler sind geteilter Meinung, einige haben sich in letzter Zeit vom generischen Maskulinum distanzieren. So schreiben die Kolleginnen Gabriele Diewald und Anja

Steinhauer in der Dudenbroschüre „Richtig Gendern“ (Berlin 2017), man solle das Maskulinum vermeiden. Es mache Frauen unsichtbar und sei nicht der Grammatik eingeschrieben, sondern lediglich eine Gebrauchsgewohnheit, die man ändern könne. Dem Leser wird geraten, einmal jemanden zu fragen: Wer ist dein Lieblingsschauspieler? Als Antwort würden ihm fast ausschließlich Männer genannt werden.

Denn in unseren Köpfen seien solche Wörter fest mit „männlich“ verbunden. Man spricht hier auch von männlichen Stereotypen.

Solche Stereotypen gibt es, das ist keine Frage. Sie sind aus der Grundbedeutung von Lehrer (einer, der lehrt) oder Schauspieler (einer, der schauspielert) und so weiter abgeleitet, sie ändern aber an der Grundbedeutung nichts. Die von den Autorinnen gegebene semantische Charakterisierung des generischen Maskulinums „Frauen sind mitgemeint“ ist inkorrekt.

Frauen sind gar nicht gemeint, ebenso wenig wie Männer oder Geschlechtsidentitäten jenseits der binären Norm. Darin liegt gerade das Spezifische des generischen Maskulinums. Ein Wort wie Lehrer hat genau zwei Bausteine, nämlich den Verbstamm *lehr* und das Substantivierungssuffix *er*, das zu Bezeichnungen von Personen führt, die das tun, was der Verbstamm besagt. Solche Substantive können eine ganze Reihe von daraus abgeleiteten Bedeutungen haben, die alle nichts an der Grundbedeutung ändern.

Raucher ist jemand der raucht – und das Abteil im Zug

So kann Raucher nicht nur jemanden bezeichnen, der raucht, sondern auch ein Abteil, in dem geraucht werden darf. Ein Seufzer kann auch eine Lautäußerung sein, ein Träger kann ein T-Träger, ein Gepäckträger, ein Hosenträger und vieles mehr sein. Und ist ein Gesetzgeber männlich oder auch nur belebt? Solche abgeleiteten Bedeutungen sind regelhaft und gut verstanden. Sie zeigen, dass es mit der Bindung der *er*-Substantive an „männlich“ nicht weit her ist. An der Grundbedeutung ändern sie nichts. Sie bleibt gültig und ist jeweils vorausgesetzt.

Schon als Kinder haben wir gern jemanden gebeten, ein Möbelstück, ein Musikinstrument und eine Farbe zu nennen. Die Antwort war mit statistisch signifikanter Häufigkeit Tisch, Geige und rot. Das sind die jeweiligen Prototypen, die wir zuerst im Kopf haben, die aber wie

die Stereotype nicht das Geringste an der Bedeutung von Möbelstück und so weiter ändern.

Assoziationstests sind unbrauchbar, wenn es um die Frage geht, welches die Grundbedeutung von Lehrer, Spion oder Soldat ist. Das gilt sogar dann, wenn fast alle Spione und Soldaten Männer sind. Schon ein einfacher Satz wie „Unter den Grundschullehrern gibt es zu wenig Männer“ zeigt das. Der ungerechtfertigte Kampf gegen einen produktiven Mechanismus zur Bildung von Substantiven (wie die auf er) kann nicht gewonnen werden. Er kann jedoch erheblichen Schaden anrichten.

Was sollten wir bloß ohne das generische Maskulinum anfangen?

In der genannten Dudenbroschüre (Seite 114) findet sich ein bemerkenswertes Zitat aus einem Text von Antje Baumann, die im Sprachbüro des Bundesjustizministeriums tätig ist: „Denn die spezielle Textsorte ‚Gesetz‘ hat Merkmale, die mit dem geschlechtergerechten Formulieren kollidieren: Abstraktion von allen Merkmalen einer Person, die für das zu regelnde Rechtsverhältnis irrelevant sind (wie z. B. vom natürlichen Geschlecht eines Schuldners, Täters etc.).“ Genau. Warum sollen wir bei Rechtstexten, bei wissenschaftlichen und anderen Textsorten dauernd das natürliche Geschlecht vor uns hertragen?

Das kann gut, notwendig und richtig sein, darf aber niemals zum Zwang werden.

Eine weitere Attacke auf die Maskulina wird in einer Reportage der Wochenzeitung „Die Zeit“ (30. Mai) geritten. Sie zitiert den Berliner Anglisten Anatol Stefanowitsch mit der Äußerung, es gebe auf der Höhe des aktuellen Forschungsstandes keine einzige linguistisch fundierte Verteidigung des generischen Maskulinums. Im Tagesspiegel (6. Juni) erklärt der Kollege, was er damit meint: Wieder sind es Assoziationstests des Typs Nennen Sie Ihren Lieblingsmusiker. Wir brauchen ihn nach den Ausführungen zur Duden-Broschüre nicht weiter zu kommentieren.

Eine linguistisch fundierte Verteidigung der in der „Zeit“ geäußerten diffamierenden Äußerung des Kollegen ist das nicht. Und immerhin sollte man zur Kenntnis nehmen, dass die Seite der Zeitung, auf der Stefanowitschs Text steht, voll von generischen Maskulina ist. Da ist

die Rede vom Fortschrittsbringer, vom Kämpfer, vom Syrer, vom Vertreter des syrischen Volkes, von den Kurden, den Sunniten und so weiter und so fort. Was sollten wir bloß ohne das generische Maskulinum anfangen?

Jagd auf eine unschuldige grammatische Kategorie

Auch die „Süddeutsche“ beteiligt sich an der Jagd auf die unschuldige grammatische Kategorie generisches Maskulinum.

Prominente Autoren sind der neue Direktor des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim, Henning Lobin, und die Mainzer Sprachwissenschaftlerin Damaris Nübling. Unter dem Titel „Genus, Sexus, Nexus“ („SZ“ vom 7. Juni) stellen sie fest, die Idee des generischen Maskulinums sei falsch. Grundlegend für ihre Behauptung ist, „dass Personenbezeichnungen wie Terrorist, Spion, Physiker, Lehrer, Erzieher, Florist oder Kosmetiker ein sogenanntes soziales Geschlecht aufweisen, das unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann. Es leitet sich aus dem realen Geschlechteranteil ab und aus Stereotypen, die man der jeweiligen Personengruppe zuschreibt.“

Erneut wird dann von einem Assoziationstest erzählt, der deutlich macht, dass beim Wort Spion das soziale Geschlecht „männlich“ ausgeprägt ist. Und wieder zeigen einfache Sätze wie „Der BND stellt heute vermehrt Frauen als Spione ein“ ein Maskulinum, dessen Grundbedeutung generisch ist. Man kann das für alle von Lobin/Nübling genannten Wörter ebenso zeigen. Und wie eben ist der Artikel auf der Zeitungsseite und auf ihrer Rückseite von generischen Maskulina umgeben:

Manager, Philharmoniker, Ex-Knackis, Flüchtlinge, Betreuer, junge Polen, Amerikaner und so weiter und so fort.

Wir sollten unsere Sensibilität für offene und besonders für versteckte sprachliche Diskriminierung von Frauen weiter schärfen. Genauso rücksichtsvoll haben wir mit Geschlechteridentitäten umzugehen, die nicht ins binäre Schema passen.

In Zukunft für mehr Dirigentinnen, Richterinnen und Pfarrerrinnen sorgen

Das Deutsche ist in dieser Hinsicht sehr ausdrucksstark. Ein geschlechtergerechtes Durchregeln, das Eingriffe in die Sprache einschließt und uns ein permanent schlechtes Sprachgewissen macht,

lehnen wir ab. Wo die Normalsprecherin und der Normalsprecher nicht mehr reden und schreiben können, wie ihnen Hand, Kopf und Schnabel gewachsen sind, vergehen wir uns an ihnen und an der Sprache.

Wenn wir dafür sorgen, dass es in Zukunft mehr Dirigentinnen, Richterinnen, Pfarrerinnen und Filmemacherinnen gibt als jetzt, tun wir etwas für die Gleichstellung aller in der Gesellschaft. Das soziale Geschlecht vieler Personengruppen wird sich dann verändern, und falsch bewertete Assoziationstests werden überflüssig. Über einen Krieg gegen das generische Maskulinum erreichen wir das mit Sicherheit nicht.

Peter Eisenberg

Wie viele dritte Geschlechter gibt es?

(zuerst erschienen am 20.08.2018 in der FAZ)

Die Bundesregierung will in staatlichen Personaldokumenten neben „männlich“ und „weiblich“ eine neue Kategorie schaffen: „divers“. Das klingt gut, doch was kommt dann?

Seit dem 15. August liegt der Gesetzesentwurf vor, mit dem die Bundesregierung einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts entsprechen möchte. Das Gericht hatte 2017 gefordert, in Personendokumenten und insbesondere der Geburtsurkunde neben „weiblich“ und „männlich“ ein drittes Geschlecht vorzusehen. Das Gericht war damals angerufen worden, weil ein Kläger geltend machte, er könne weder mit „männlich“ noch mit „weiblich“ gemeint sein. Er nimmt ein drittes Geschlecht in Anspruch, für das verschiedene Bezeichnungen diskutiert werden, von denen „inter“ (als Abkürzung für „intersexuell“) und „divers“ am häufigsten genannt wurden. Im Gesetzesentwurf ist „divers“ als Eintrag vorgesehen.

In den Leitsätzen des Gerichts, die dem Urteil vorangestellt sind, steht, es gehe um die Rechte von Personen, „die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen“. Die Formulierung „zuordnen lassen“ ist wichtig, weil sie einen Grundsatzstreit unter den geschlechteridentitären Gruppen berührt. Es geht um die Frage, ob das Geschlecht eine Sache temporärer subjektiver Erklärung oder ein objektivierbarer Tatbestand ist.

Der Streit wird häufig an den Prototypen „inter“ versus „trans“ festgemacht. Das Geschlecht „inter“ lässt sich an einer Vielzahl von Kriterien wie Hormon- und Chromosomenausstattung oder physiologischen Merkmalen festmachen. Wie bei Kategorien der analogen Welt sonst, so gibt es zwischen den Prototypen „weiblich“ und „männlich“ ein Kontinuum von Übergängen, so dass auch die Bezeichnung „inter“ nicht auf einfache, aber doch auf Bündel vorhandener Kriterien gestützt werden kann. Bei „trans“ geht es dagegen um ein Auseinanderfallen von physischer und psychischer Befind-

lichkeit. Die Zuordnung ist subjektiv und gilt häufig auch als veränderlich in der Zeit.

Sofort nach Bekanntwerden des Gesetzentwurfs entzündete sich die Kritik an diesem Unterschied. Bundesjustizministerin Barley etwa erklärte, mit „divers“ werde Menschen, die sich nicht einem Geschlecht zugehörig fühlen, ein Stück Würde und positive Identität gegeben. Weitere unzeitgemäße Regelungen für Transsexuelle seien jetzt zu beseitigen. Familienministerin Giffey, die Grünen und die „Bundesvereinigung Trans“ sehen das ähnlich, obwohl diese Sicht weder aus der Klage noch aus dem Urteil selbst folgt.

Auch der Vorschlag, auf Eintragung des natürlichen Geschlechts zu verzichten, wird abgelehnt. Der Vorschlag ist insofern bedenkenwert, als die Zuweisung eines natürlichen Geschlechts der staatlichen Regelungskompetenz entzogen würde. Was „Geschlecht“ praktisch bedeutet, würde im gesellschaftlichen Leben ausgehandelt. Der Staat nähme weder für noch gegen eine bestimmte Rolle oder Bedeutung des Geschlechts Stellung, noch nähme er darauf Einfluss. Der Vorschlag wird abgelehnt, weil es vielen der Gruppen nicht um Vermeidung von Diskriminierung geht, sondern um ausdrückliche und explizite Zuschreibung von Rechten.

Sprachliche Veränderung als Ziel

Dazu gehören auch Forderungen nach sprachlichen Veränderungen. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Die ehemalige Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, Barbara John, schrieb im „Tagespiegel“ im November 2017: „Für unsere bisher total zweigeschlechtlich (binär) orientierte Weltsicht und Rechtsordnung, einschließlich der Sprache, wird sich nun einiges ändern.“ Was könnte das sein? Die Formulierung impliziert, das dritte Geschlecht solle oder müsse ein sprachliches Korrelat haben. Sie setzt eine Sexualisierung der Grammatik fort, die bisher schon das grammatische Geschlecht Maskulinum auf „männlich“, das Femininum auf „weiblich“ fixieren will. Dass diese Sicht von so gut wie allen geschlechteridentitären Gruppen geteilt wird, macht sie nicht richtiger. Sie ist sprachwissenschaftlich unhaltbar. Wir sehen erst einmal darüber hinweg und machen einen ersten und einen zweiten Versuch, um zu

zeigen, warum scheinbar einfache Forderungen nach Änderungen der Sprache zu unabsehbaren Konsequenzen führen. Zugrundegelegt wird für den ersten Versuch der einfachste überhaupt denkbare Fall, dass es lediglich um die sprachliche Integration von „divers“ neben „maskulin“ und „feminin“ als Genera des Deutschen geht.

Ein Artikel in der französischen Tageszeitung „Le Monde“, der sich im November 2017 für die Einführung der sogenannten *écriture inclusive* ins Französische einsetzt, macht geltend, das Französische verfüge lediglich über die Genera *féminin* und *masculin*, nicht aber, wie etwa das Schwedische, über ein drittes Genus *neutre*. Im Französischen habe man deshalb bei der Ansprache von Personen immer nur die Wahl, diese als Frauen oder Männer zu bezeichnen. Das Deutsche ist hier eher wie das Schwedische gebaut, und es liegt nahe, das dritte Geschlecht mit dem dritten grammatischen in Verbindung zu bringen. Das Neutrum meint ja ursprünglich das neutrum (weder das eine noch das andere), was ja ganz im Sinne des Klägers wäre. Was ergibt sich daraus sprachlich?

Das für die Adressierung so wichtige Personalpronomen wäre „es“, Artikel und zugehöriges Demonstrativum wären „das“, man würde wie „Sie/die gefällt mir“ und „Er/der gefällt mir“ sagen und schreiben: „Es/das gefällt mir“ und damit Personen ansprechen können, deren natürliches Geschlecht *divers* ist. Auch andere flektierende Pronomen und Artikel wie „manches“, „jedes“, „dieses“ sind vorhanden und so verwendbar. Wir sind hier aber bereits an dem Punkt, an dem man sich zu fragen hat, wie viele Personen mit dem dritten Geschlecht sich vorstellen können, so angesprochen und bezeichnet zu werden. Sie sind mit Sicherheit zu einem erheblichen Teil nicht einverstanden und werden sich sprachlich diskriminiert fühlen. Und zwar zu Recht, denn auch das Neutrum ist im Deutschen nicht sexualisierbar. „Das Erna“ gibt es allenfalls informell in Dialekten. Den Anforderungen im Bereich Pronomen/Artikel wird unser Neutrum nicht gerecht.

Wer ist der/die/das Abgeordnete?

Damit ist nur die Spitze eines riesigen Eisbergs sprachlicher Probleme in den Blick gekommen, von dem wir noch ein weiteres kleines Stück sichtbar machen. Eine Konsequenz betrifft die Verwendung substantivierter Partizipien und Adjektive. Aus „der/die Vorsitzende“ müsste werden „der/die/das Vorsitzende“ und aus „der/die Abgeordnete“ müsste werden „der/die/das Abgeordnete“. Schon solche einfachen Beispiele zeigen abermals: Das Neutrum eignet sich nicht für die strukturell geregelte Bezeichnung von Personen. Um es so zu verwenden, wäre ein Eingriff in den Sprachgebrauch notwendig, der Folgen für das System hätte. Das Deutsche würde zu einer anderen Sprache umgebaut, was sich auch mit größtem Lärm nicht erreichen ließe.

Unser zweiter Versuch richtet sich auf Pronomina zur Schaffung einer geschlechtergerechten Ausdrucksweise. Was Sexualisierbarkeit betrifft, lassen sich Pronomina in zwei Hauptklassen einteilen: Die eine enthält Wörter wie „du“, „ich“, „wir“, die keinen Bezug auf Genus oder natürliches Geschlecht haben und deshalb epicoenisch oder epicenisch („gemeinsam“) genannt werden. Bei „er“, „sie“, „es“ besteht dagegen ein solcher Bezug. Zu bemerken ist noch, dass das Pluralpronomen „sie“ und das Höflichkeitspronomen „Sie“ epicoenisch sind, obwohl sie formgleich mit der Singularform des Femininums sind. Hier weist das Deutsche formal ein Übergewicht femininer Formen auf, über das sich noch nie jemand erregt hat.

Die Sexualisierung von „er/sie“ hat bei ihren schwedischen Entsprechungen han und hon zur Einführung eines „gendergerechten“ dritten Pronomens hen geführt, das inzwischen nach großem Streit von der mächtigen Sprachakademie ins Wörterbuch aufgenommen wurde und damit dem allgemeinen Gebrauch zugänglich ist, der Allgemeinheit aber nicht verordnet wird. Für das Deutsche gibt es natürlich eine ganze Reihe von konkurrierenden Vorschlägen. Zu den bekannteren gehören als Grundformen „hen“, „iks“, „nin“, „per“, „sier“, „sir“, „x“ und „xier“. Es gibt viele weitere Vorschläge und Verfahrensweisen, beispielsweise könnte man Personen nur mit dem Namen anreden. Die Grammatik der einzelnen Pronomina ist unterschiedlich weit ausgearbeitet, und darüber, wie das zu geschehen

habe, gibt es selbstverständlich heftigen Streit. Manche Ansätze wollen möglichst viel Ähnlichkeit mit existierenden Formen, weil die Integration ins Gesamtsystem dadurch erleichtert werde. Andere lehnen ebendies ausdrücklich ab, weil man ja gerade davon wegwolle.

Man kann diese Sicht ohne weiteres als durch das Recht auf freie Meinungsäußerung gedeckt ansehen. Man muss sie aber zurückweisen, wenn sie zum Zwang für alle gemacht wird, wie das derzeit vom Berliner Senat für die Verwaltung angestrebt wird. Mit dem vom Bundesverfassungsgericht geforderten dritten Geschlecht hat all das nichts zu tun, es wird aber auf seiner Basis berufen. Man kann nur hoffen, dass es bei der nun betriebenen Dreiteilung in f/m/d bleibt und nicht schon das zu unendlichem Streit bei den Personenstandseinträgen führt.

Helmut Glück

Die Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung

(zuerst erschienen am 21.02.2019 in der FAZ)

Die Stadt Hannover setzt sich über das amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung hinweg

Die Grammatiken des Deutschen sind sich darüber einig, dass das grammatische Geschlecht, das Genus, mit dem natürlichen Geschlecht, dem Sexus, nicht viel zu tun hat. Die Stadt Hannover sieht das anders. Sie hat Anfang des Jahres angeordnet, dass ihre Mitarbeiter sich im Dienstbetrieb einer geschlechtergerechten Sprache zu bedienen haben. Was das ist, hat sie in einer Handreichung dargestellt. Was Sexus ist, weiß jeder. Aber was ist Genus? Genus ist ein Mittel, den großen Bestand der Substantive zu ordnen und innerhalb der Nominalgruppe Kongruenz herzustellen, das heißt dafür zu sorgen, dass Substantiv, Artikel, Adjektiv und Pronomen zusammenpassen. Die alten Griechen nannten dieses Mittel *génos* (von *gígnomai* „entstehen, werden“), die Römer *genus*, was „Familie, Geschlecht, Stamm“ oder „Gattung, Art, Sorte“ bedeutet. Allerdings riss schon Aristophanes im fünften Jahrhundert vor Christus Witze über die Zweideutigkeit von *génos*, so in der Komödie „Die Wolken“ (423 v. Chr.), in der er Sokrates Menschen- und Tiernamen gendern und über das „richtige“ Genus des femininen Wortes *kárdopos* (Mulde, Bactrog) scherzen lässt.

Genus bedeutete als grammatischer Terminus stets „Art, Sorte“. Das deutsche Wort Geschlecht geht auf das althochdeutsche *slahhta* zurück, was „Generation, Art, Ursprung“ bedeutete. Im 17. Jahrhundert übersetzten deutsche Grammatiker Genus mit (grammatisches) Geschlecht und nannten den Artikel Geschlechtswort. Das öffnete der Verwechslung mit Sexus Tür und Tor, umso mehr, als die Genera nun männlich, weiblich und sächlich genannt wurden. Johann Christoph Adelung, der wichtigste Grammatiker des 18. Jahrhunderts, nannte die Neutra „Wörter ungewissen Geschlechts“ und „geschlechtslos“, wobei er das dritte Geschlecht unserer Tage nicht im Auge hatte. So wurde die Grammatik durch eine Übersetzung sexua-

lisiert: Ein Fachbegriff bekam eine alltagsprachliche Zusatzbedeutung.

Diese Zusatzbedeutung liegt dem Streit über das generische Maskulinum zugrunde. Mit diesem Begriff bezeichnet man den Sachverhalt, dass maskuline Personenbezeichnungen auf -er (wie Förster, Pfarrer) nicht in erster Line sexusmarkiert sind. Sie bezeichnen Personen unabhängig von deren Geschlecht. Ein Lehrerzimmer steht Lehrern wie Lehrerinnen offen, ein Führerschein berechtigt Frauen wie Männer zum Autofahren. Beim Försterball sind Förster, Försterinnen und Försterstöchter und -söhne gleichermaßen willkommen, im Pfarrkonvent sind Pfarrerinnen und Pfarrer vertreten, nicht aber Pfarrersfrauen und Pfarrerinmänner.

Das generische Maskulinum ist das unmarkierte Genus für alle

Das generische Maskulinum ist ein Mechanismus, der auch für den Satzbau wichtig ist. Er regelt, dass in einigen Fällen das Maskulinum als regierendes Genus fungiert. Das ist der Fall etwa bei Fragepronomen (Wer hat seinen Lippenstift im Bad liegenlassen?), bei unbestimmten Pronomina (Jemand hat seinen Lippenstift liegenlassen) und dann, wenn ein Artikel zum Pronomen wird (Wer weiß, was da noch auf einen zukommt). Bertolt Brecht dichtete: „Denn jetzt ist der Uterus erschlafft / und man weint nach seiner Jungfernschaft“ (Beuteltier mit Weinkampf).

Auch Wörter wie deswegen und indessen beruhen auf maskulinen Formen. Das Maskulinum ist in solchen Fällen sexusneutral. Es ist hier (und anderswo) das unmarkierte Genus, das alle Sexus bezeichnet. Das Femininum ist demgegenüber markiert. Es wird durch die Silbe -in und ein paar Nebenformen wie -esse (Politesse), -isse (Dikonisse) oder -euse (Disease) extra bezeichnet, manchmal sogar doppelt wie in Prinzessin. Diese Endungen bezeichnen Sexus als etwas Zusätzliches, Besonderes, heben das Wort ab von seiner unmarkierten maskulinen Basis.

Die Macht des Generischen zeigt sich an personenbezeichnenden Metaphern. Frohnatur, Landplage und Knallcharge sind feminin, Putzteufel, Plagegeist und Wonneproppen sind maskulin, Adlerauge, Klatschmaul und Hinkebein sind Neutra, und sie bezeichnen Personen aller denkbaren Geschlechter gleichermaßen. Das gilt sogar für

Bildungen, die einen Personennamen enthalten: Man kann Mädchen wie Jungen Heulsuse oder Zappelphilipp nennen.

Nun kann jeder schreiben, wie er will

Die Gegner des generischen Maskulinums verkennen zweierlei: die asexuelle Natur des generischen Maskulinums und den Umstand, dass die Sprache ein Gemeingut ist. Sie darf nicht durch staatliche Eingriffe belästigt werden (soweit das nicht das Strafrecht, etwa bei Beleidigung, anders regelt), auch nicht durch eine Stadtverwaltung.

Die Stadt Hannover hat auch dem Wort „Wort“ eine neue Bedeutung gegeben. Ein Wort war bisher dadurch definiert, dass es durch Leerstellen von seinen Nachbarwörtern getrennt und dadurch identifizierbar war. Innerhalb eines geschriebenen Wortes hatten Zeichen, die nicht zu seinem Buchstabenbestand gehören, nichts zu suchen. Die amtliche Rechtschreibung lässt nur zu, dass innerhalb von Wörtern Klammern oder Schrägstriche verwendet werden dürfen (Förster(in), Förster/in). Das Binnen-I und der „Genderstern“ (FörsterIn, Förster*in) verstoßen gegen diese Regel. In Hannover gilt diese Regel nicht mehr.

Nun kann jeder schreiben, wie er will; er muss allerdings damit rechnen, als rechtschreibschwach zu gelten, wenn er sich nicht an die Regeln hält. Staatsbehörden dürfen jedoch nicht schreiben, wie sie wollen. Sie haben sich an die amtliche Rechtschreibung und an die gesetzliche Regelung zu halten, dass sie in deutscher Sprache zu amtieren haben. So ist das im Verwaltungsverfahrensgesetz geregelt (§ 23). Die Stadt Hannover setzt sich darüber hinweg.

Sie hat noch einiges vor sich, etwa bei den Namen von Stadtteilen und Straßen:

Herr*innenhausen, Dragoner*innenstraße oder Welf*innengarten? Sie wird klären müssen, wie sie ungedengerte Kommunen künftig anschreiben will:

Mann*frauheim? Herr*innenberg? Friedrichs*friedrikenhafen? Müs-sen Hannoveraner namens Neumann oder Schulze nun damit rechnen, von Amts wegen Neumann*frau oder Schulz*in genannt zu werden?

Der Vorgang gehört in den Zusammenhang des Strebens nach politischer Korrektheit. Dabei geht es im Wesentlichen um Sprachliches: Gleichheit und Gerechtigkeit sollen dadurch erreicht werden, dass an

Wortschatz und Grammatik herumreformiert wird, indem Gebote und Verbote ausgesprochen werden.

Das Gender Mainstreaming hat den Charakter einer säkularen Religion angenommen. In Hannover hat sie eine ganze Stadtverwaltung befallen. Ihre Vertreter ignorieren die Erkenntnisse der Grammatikforschung beharrlich. Strukturelle Analysen zum Maskulinum als generischem Genus sind für sie verstockter Unglaube. Sozialpädagogische Gerechtigkeitsmythen und moralische Überheblichkeit ersetzen ihnen wissenschaftliche Analysen. Es geht um Glauben, nicht um Wissen. Und niemand zieht zuverlässiger die Wut der Gläubigen auf sich als der Häretiker. Den Verfechtern des Genderns geht das ab, was Wissenschaft erst möglich macht: Skepsis.

Man kann grammatische Tatsachen nicht wegdekretieren, auf dass die Sprache eine moralische Anstalt werde. Das wird sie nicht werden können, denn man kann mit Sprache Respekt, Höflichkeit und Zuneigung ausdrücken, aber auch schimpfen, fluchen und andere herabsetzen. In Hannover hat die Stadtverwaltung Genus mit Sexus verwechselt und der Sprache Schaden zugefügt.

Josef Bayer

Sprachen wandeln sich immer – aber nie in Richtung Unfug

(zuerst erschienen am 10.04.2019 in der NZZ)

Hat der Mensch das Schultergelenk erfunden? Natürlich nicht. Und genauso wenig wie sein Knochengerüst hat er sich die Grammatik seiner Sprachen ausgedacht. Verfechter der gendergerechten Sprache, die heute ins System eingreifen, begehen aus linguistischer Sicht ein paar fundamentale Denkfehler.

Lange war die Linguistik ein in der Öffentlichkeit wenig beachtetes Fach. Ihre Themen und Inhalte waren den meisten Menschen reichlich egal. Das ändert sich seit einiger Zeit, allerdings nicht immer zum Wohle des Fachs. Ein Höhepunkt ist jedes Jahr die Verkündigung des „Wortes des Jahres“ und des „Unwortes des Jahres“, bei der immer auch mitgeteilt wird, welche Sprachwissenschaftler die Auswahl vorgenommen haben.

Inzwischen kommt es aber noch schlimmer. Sprachwissenschaftler und vor allem Sprachwissenschaftlerinnen werden für die Eingriffe in die Sprache verantwortlich gemacht, die sich allenthalben im Rahmen der Forderung nach sprachlicher Gleichstellung von Männern und Frauen zeigen. Es geht um die sogenannte Gendersprache, die eigentlich gendergerechte Sprache heissen sollte.

Die Vorschläge für eine solche neue Sprache kommen ebenso wenig aus der wissenschaftlich ernstzunehmenden Linguistik wie die Auswahl der (Un-)Wörter des Jahres. Ganz im Gegenteil, die Linguistik könnte, wenn man ihr auch nur ein bisschen Gehör schenkte, den Irrweg der vermeintlich gendergerechten Sprache leichter ans Licht bringen als jede andere Disziplin.

Sieht man sich an, woher die Vorschläge für diese Sprachreform kommen, stösst man zwar in erster Linie auf die Universitäten. Aber an den Universitäten sind es in der Regel keine Linguisten, die das Gendersprach-Projekt befördern. An meiner eigenen Universität, der

Universität Konstanz, kommen entsprechende Vorschläge aus dem „Referat für Gleichstellung“.

Im Vorspann zu einem geschlechtergerechten Glossar heisst es, die Universität habe sich auf die Verwendung einer gendergerechten Sprache und einer gendersensiblen Gestaltung ihrer grundlegenden Dokumente, der Öffentlichkeitsarbeit und des Marketings sowie der internen Kommunikation verpflichtet.

Worum geht es konkret? Es gibt in diesem Glossar ziemlich autoritär vorgetragene Anweisungen zu Personenbezeichnungen im universitären Kontext. Aus Besuchern werden dort Besuchende oder Gäste, aus Preisträgern werden Preistragende. Und aus Sprechern werden gar Sprechende. Dass hierbei völlig andere und teilweise krass inadäquate Lesarten entstehen, scheint keine Rolle zu spielen. Mit „Sprecher“ meint man bekanntlich jemanden in einer administrativen Funktion und keine Person, die gerade redet; bei „Sprechender“ ist es gerade umgekehrt.

Eine entscheidende Verwechslung

Fälle wie diese sind oft besprochen worden. Ihre Absurdität bleibt bestehen, auch wenn sich viele schon unter das Joch begeben haben. Es kommt aber noch dicker. Auf der Website der Uni Konstanz findet sich unter anderem der folgende Vorschlag: Anstatt das maskuline Partizip Präsens im Singular zu gebrauchen wie in „Jeder Studierende, der sich bis 1.1. anmeldet, bekommt Rabatt“, sollte man bitte ausweichen auf „Wer sich bis 1.1. anmeldet, bekommt Rabatt“. Dieser Schuss geht in die falsche Richtung.

Das Fragepronomen „wer“ ist nämlich irreversibel maskulin Singular. Erschwerend kommt hinzu, dass man mit diesem Pronomen trotz seiner Form immer auch Frauen und Gruppen von Menschen mit erfasst. Das ist eine linguistische Tatsache, an der nichts und niemand vorbeikommt. „Wer hat im Bad seinen Lippenstift vergessen?“ fragt mit hoher Wahrscheinlichkeit nach jemandem aus einer Gruppe von Frauen. „Wer hat im Bad ihren Lippenstift vergessen?“ bedeutet etwas völlig anderes, nämlich dass der Lippenstift einer explizit anderen Person gehört als derjenigen, nach der gefragt wird.

Das Beispiel des Fragepronomens „wer“ verweist schlaglichtartig auf ein gravierendes Missverständnis, das die gesamte Idee einer gendergerechten Sprache für das Deutsche durchzieht. Es ist die

Verwechslung von Form und Inhalt, und das, obwohl dieser Unterschied eigentlich schon jedem Schulkind klar ist. Jeder sollte sich dessen bewusst sein, dass Substantive wie „Garten“, „Regen“, „Nebel“, „Steinbruch“, „Siegeszug“ usw. zwar formal maskulin sind, aber inhaltlich nichts Männliches bezeichnen.

Dass beim grammatischen Geschlecht die maskuline Form dominiert, ist eine Eigengesetzlichkeit der Sprache, die mit Männern, Frauen, Herrschaft und Dominanz nichts zu tun hat. Akzeptiert man das nicht und regt sich darüber auf, sollte man sich ebenso darüber aufregen, dass der Singular gegenüber dem Plural bevorzugt ist. „Wer nehmen an der Kreuzfahrt teil?“ ist völlig ungrammatisch, obwohl man fast sicher sein kann, dass das Kreuzfahrtschiff kaum für eine Einzelperson auslaufen wird. Von Empörung wegen einer Diskriminierung des Plurals hat man bisher wenig vernommen, aber dagegen viel von der Empörung wegen der grammatischen Festlegung auf die maskuline Form.

Von Jakobson lernen

Der weit über seine Zeit hinaus bedeutende Linguist Roman Jakobson (1896-1982) hat sich explizit zu dem Thema geäußert. Jakobson gebraucht, wie schon Peter Eisenberg in einem luziden Artikel in der „Süddeutschen Zeitung“ dargelegt hat, in seiner Theorie wesentlich den Begriff der „Markiertheit“.

Ein Beispiel: Das russische Wort „osel“ bedeutet Esel. Es kann einem anderen Wort, nämlich „oslica“, gegenübergestellt werden, welches die weibliche Spezies von Esel bezeichnet. Das Wort „osel“ ist jedoch, wie Jakobson ausführt, deshalb nicht explizit auf männliche Esel festgelegt. Das Substantiv ist vielmehr eine allgemeine Gattungsbezeichnung; „osel“ ist nach Jakobson die „unmarkierte“ Form. Mit dieser grammatisch, aber nicht inhaltlich maskulinen Form wird also die weibliche Spezies automatisch mit erfasst. „Osel“ und „oslica“ jedes Mal zusammen zu nennen, wenn man sich auf Esel welcher Art auch immer beziehen will, wäre völlig unökonomisch und kontraproduktiv. Es würde die Sprache belasten, ohne auch nur den geringsten inhaltlichen Beitrag zu leisten.

Jakobsons Argument überträgt sich ohne Einschränkungen auf das Deutsche. „Student“ und „Studenten“ bedeuten keine Festlegung auf das natürliche Geschlecht und somit auf männliche Wesen. Diese

Substantive sind „unmarkierte“ Formen, die den Bezug auf weibliche Wesen, die studieren, automatisch mit einschliessen. Erst wenn man betonen will, dass man sich ausschliesslich auf die weibliche Spezies beziehen möchte, kommen „Studentin“ und „Studentinnen“ zum Einsatz. Es gibt demnach, folgt man der unbestrittenen linguistischen Argumentation von Roman Jakobson, keinen Grund, das gute alte Studentenwerk in ein Studierendenwerk umzutaufen.

Im Übrigen wird in der Genderdebatte übersehen, dass es sich bei Nominalkomposita wie „Studentenwerk“ oder „Brillengestell“ meistens gar nicht um Festlegungen von Genus und Numerus handeln kann. Das Studentenwerk ist bekanntlich für alle Personen da, die an einer Universität eingeschrieben sind.

Wieso aber, so mag man sich dann fragen, Studentenwerk? Die korrekte Antwort ist, dass das -en ein sogenanntes „Fugenmorphem“ ist. Ein solches Wortteil (Morphem) wird eingeschoben, weil „Studentenwerk“ nicht möglich ist und schlicht und ergreifend ungut und kakophonisch klingt. Ein Brille-n-gestell ist in erster Linie kein Gestell, in dem mehrere Brillen aufbewahrt werden, sondern der Rahmen, der die Gläser einer Brille hält und eine Fixierung an den Ohren erlaubt.

Kein natürlicher Wandel

Die Belege sind erdrückend. Und da kommen jetzt auf einmal missionarisch getriebene Sprachklempnerinnen daher und wollen uns erzählen, dass bei „Studentenwerk“ ein frauendiskriminierendes Morphem auftaucht, das ungerechterweise nur Männer im Plural bezeichnet und Frauen ausschliesst. Man kann sich über so viel Ignoranz nur an den Kopf fassen. Dass diese Ignoranz ausgerechnet in den Universitäten zu Hause ist, wo man alle Chancen der Welt hätte, es besser zu wissen, ist eine beachtliche bildungspolitische und kulturelle Schande.

Ich möchte mich hier nicht in die Reihe der Empörten stellen, die einen Sprachverfall beklagen. Ich gehöre zu denjenigen, die eine unaufhaltsame historische Änderung der Sprache als quasi naturgegeben anerkennen. Das Problem ist, dass die Gendersprache keine aus der Sprache selbst hervorgehende Evolution darstellt, sondern ein von aussen aufgesetztes Reförmchen.

Mir sind immer wieder Kommentare unter die Augen gekommen, die die Innovation der Gendersprache mit den historischen Prozessen

verwechseln, die uns aus der Entwicklung vom Alt- zum Mittel- und von dort zum Neuhochdeutschen bekannt sind. Nichts könnte falscher sein. Mit natürlichem Sprachwandel hat Gendersprache nicht das Geringste zu tun, denn Sprachen wandeln sich niemals in Richtung Unfug.

Wenn sich Sprachen wandeln – kann der Mensch diesen Wandel denn nicht auch beeinflussen? Sicher: Die Menschen können neue Begriffe für neue Dinge einführen und neue Namen für alte Dinge ersinnen, aber sie konnten nie die Grammatik oder ihr phonologisches System erfinden. Das wäre etwa so absurd, wie zu sagen, dass der Mensch das Schultergelenk oder den Haarwuchs erfunden habe.

Wieso sollte sich jemand einfallen lassen, dass Subjekt und Verb hinsichtlich Person und Numerus übereinstimmen sollten? Und wieso sollten andere Völker diese Erfindung nicht gemacht haben? Und wieso haben viele Sprachen eine Grammatik, in der Genus/Gender überhaupt keine Rolle spielt? In Bengali – das ist immerhin die derzeit siebtgrößte Sprache der Welt – gibt es keinen Genus/Gender-Unterschied. Waren die Bengalen zu dumm, um daran zu denken? Oder war ihnen der Unterschied nicht so wichtig, weil Männer und Frauen in Indien und Bangladesh sowieso schon seit Jahrhunderten gleichberechtigt leben?

Umbenennung ohne Wirkung

Hier kracht es ordentlich im Gebälk der Gender-Baracke. Die Gendersprache folgt einem kruden Funktionalismus, der in allem, was die Sprache bietet, einen für den Menschen wesentlichen „Sinn“ sucht. Das ist extrem naiv. Ein Gendersystem ist nicht dazu da, etwas über Männer und Frauen in einer Gesellschaft zu sagen, sondern allenfalls, um eine Beziehung zwischen Wörtern zu stiften, die man „Kongruenz“ nennt. Hat sich das ein Komitee ausgedacht? Natürlich nicht. Die einzige wissenschaftlich haltbare Theorie ist diejenige von Noam Chomsky, die lautet, dass Sprache ein Teil der biologischen Welt ist und sich somit im Rahmen der Evolution herausgebildet hat. Dass im Deutschen das Verb im Nebensatz am Satzende, aber im Hauptsatz an der zweiten Stelle steht, ist von niemandem „erfunden“ worden. Das Pronominalsystem einer Sprache, in dem man drei Geschlechter unterscheidet, obwohl man nachweislich auch ohne Geschlechterunterscheidung gut auskommt, kann ebenfalls von nie-

mandem erfunden worden sein. Wir können also sicher sein, dass unsere Sprache nicht menschengemacht, sondern ein Teil der Evolution ist und damit für Eingriffe von unserer Seite gar nicht zur Verfügung steht.

Nun könnte man einwenden, dass das doch alles irrelevant sei angesichts der politischen Schlagkraft, die eine gendergerechte Sprache in der Gesellschaft entfaltet. Auch wenn alles auf einer Fehlanalyse aufgebaut ist, so hat es doch eine irgendwie progressive politische Wirkung, durch die die Frauen über das bisher Erreichte hinaus ihren Weg zur Gleichstellung unumkehrbar machen könnten. Ich fürchte allerdings sehr, dass auch dieses Programm scheitert.

Man weiss, dass Umbenennungen noch nie etwas an den wirklichen Sachverhalten bewirkt haben. Ein Altenheim, das in Seniorenstift umbenannt worden ist, bleibt für die Insassen weiterhin ein reichlich tristes Ambiente. Und da die gendergerechte Sprache nichts anderes ist als eine fehlmotivierte Umbenennung von bestimmten Bezeichnungen, wird sie ausser einer Menge stilistischer und ästhetischer Entgleisungen nichts Positives und schon gar nichts Fortschrittliches hervorbringen.

Helmut Glück

Studenten sind nicht immer Studierende

(zuerst erschienen am 08.08.2019 in der FAZ)

Die Grundbedeutung des Partizips ist die Gleichzeitigkeit. Doch die sprachliche Bedeutung wird auf dem Altar politischer Korrektheit geopfert.

Sind Studenten immer auch Studierende? Das ist ein verbreiteter Irrtum. Er funktioniert so: Wer Frauen „in der Sprache sichtbar“ machen will, der nehme ein Adjektiv oder ein Partizip und mache es zu einem Substantiv. Er kann dann zwischen der Alte, die Alte und das Alte oder ein Studierender und eine Studierende unterscheiden. Man nennt das Differentialgenus: Die Substantivierung erzwingt (in der Einzahl) ein Maskulinum, ein Femininum oder ein Neutrum. Im Plural geht das nicht: Die Alten und die Studierenden haben kein Genus.

Der Irrtum liegt in einem Bedeutungsunterschied. Die Grundbedeutung des Partizips I ist Gleichzeitigkeit: Ein Trinkender trinkt gerade jetzt, ein Spielender ist beim Spielen, ein Denkender denkt in diesem Moment. Trinker, Spieler und Denker hingegen üben die jeweilige Tätigkeit gewohnheitsmäßig aus. Das gilt auch für Studenten und Studierende: Ein sterbender Studierender ist jemand, der beim Studieren, studierend also, stirbt. Ein sterbender Student hingegen kann dem Tod beim Essen, beim Radeln, beim Schlafen, kurz gesagt, bei jeder beliebigen Aktivität begegnen. Studenten sind an einer Hochschule eingeschrieben. Das Wort Student ist jedoch an den deutschen Universitäten durch Studierende(r) verdrängt worden. In Österreich wurde bereits 1993 Studierende(r) als Rechtsbegriff vorgeschrieben. Eine Mannheimer Studie hat allerdings gezeigt, dass in einem großen Textkorpus aus den Jahren zwischen 2010 und 2016 Student(en) etwa 150 000 Mal belegt ist, Studierende(r) etwa 30 000 Mal. Student kommt also im öffentlichen Sprachgebrauch fünfmal so oft vor wie Studierende(r). Die Vorkommen des Gendersterns (Student*in)

Eine erweiterte Fassung dieses Beitrages wird in der Festschrift für Hans-Joachim Solms 2020 (Erich Schmidt Verlag) erscheinen.

und des Binnen-I (StudentIn) waren statistisch nicht messbar. Die Jüngeren (bis 30 Jahre) verwendeten Student signifikant häufiger als die Älteren. Das spricht nicht dafür, dass der Sprachwandel dem Studenten den Garaus machen wird.

Student in der Bedeutung „Schüler (einer Lateinschule), Hochschüler“ ist schon im Mittelalter belegt, das Partizip studierend taucht erstmals im 16. Jahrhundert auf. Als Substantiv kommt Studierender bei Paracelsus in der Bedeutung „Studienbeflissener“ vor. Später wird Studierender zum Synonym von Student. Es ist also kein neues Wort. Goethe verwendete es in vielen Fällen als Synonym von Student(en) oder Studiosus. Das Goethe-Wörterbuch enthält 117 Belege für „Studirende(r)“ gegenüber 115 für Student(en) und 67 für Studiosus (Studiosi). Beispiele sind angehende „Studirende“, die jenaischen „Studirenden“ oder ein treufleißiger „Studirender“ der Organographie végétale. Die Absicht, in Studierende „Frauen sichtbar zu machen“, kann man Goethe nicht unterstellen, weil es zu seiner Zeit so gut wie keine weiblichen Studenten gab.

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm findet sich folgende Erläuterung: „gegenüber student bleibt studierender mehr im intellektuellen bereich, und in der anwendung auf engere Kreise beschränkt, doch gilt es häufig als das ‚edlere‘ wort, weil jenes ‚durch den häufigen gebrauch etwas alltägliches bekommen‘ habe. heute setzt es sich als bequemes commune in der amtssprache zur gattungsbezeichnung durch: an die studierenden der universität Breslau statt an die studenten und studentinnen.“ Die Auffassung, Studierender sei das „edlere“ Wort, ist inzwischen gegenstandslos. Die Mitteilung aber, dass Studierende als „commune“, also als genusloser Plural, der beide Sexus umfasst, erst „heute“ (1942) als amtssprachliche „Gattungsbezeichnung“ aufträte, ist bemerkenswert. Die „Gattung“ der Studierenden besteht demnach aus Studenten und Studentinnen. Offenbar wurde in der Zeit des Nationalsozialismus der Begriff Studierende erstmals in der Absicht verwendet, beide Sexus zu bezeichnen.

Seither hat das Wort Student eine turbulente Bedeutungsgeschichte erlebt. Bis in die sechziger Jahre war es eine neutrale Bezeichnung für beide Geschlechter, doch dann erlebte es eine Neubewertung, die Ulla Hahn in ihrem Roman „Spiel der Zeit“ (2014) so beschreibt: „Student. Das Wort, funkelnd von jahrhundertealter Ehrsamkeit,

verlor allmählich seinen respektablen Glanz, wurde stumpf, drohte ins Gegenteil zu kippen. Studenten, das Wort rückte gefährlich in die Nähe von Gammler, Randalierer, verlor es seine akademische Unnahbarkeit, seine Würde.“ Rebellische Studenten wurden um 1968 schon mal als Studentensäue oder Studentenpack beschimpft. Möglicherweise verdankt das Wort Studierende seine Karriere weniger dem Kampf um Geschlechtergerechtigkeit als der Bedeutungsver schlechterung von Student. Studierende nahm jedenfalls eine neue Bedeutung an. Das Wort bezeichnete nun im Singular einen männlichen oder einen weiblichen Studenten, im Plural beide Geschlechter. In einer Zusatzbemerkung zum Stichwort Student heißt es in einem großen Wörterbuch: „Als geschlechtsneutrale Bezeichnung oder als Ausweichform für die Doppelnennung Studenten und Studentinnen setzt sich der Plural Studierende immer mehr durch.“ Inzwischen wird von diesem Plural verlangt, auch die vielen weiteren Geschlechter zu bezeichnen, die sonst mit dem Genderstern „sichtbar gemacht“ werden.

Wie sieht es mit den Konstruktionsmöglichkeiten des Verbs studieren aus? Man kann Medizin studieren, im 5. Semester studieren oder im Ausland studieren. In diesen Fällen ist die Substantivierung möglich: Studierender der Medizin, Studierender im 5. Semester, mit Mühe auch beim dritten Beispiel: im Ausland Studierender. Auslandsstudierender ist mehrdeutig. Dieses Wort kann einen Inländer bezeichnen, der im Ausland Beliebiges studiert, aber auch jemanden, der im Inland Studien über das Ausland betreibt, schließlich auch einen Ausländer, der im Inland irgendetwas studiert. Man kann aber auch eine Speisekarte, Prozessakten oder das Mienenspiel seines Gegenübers studieren. Dann wird es schwierig: der Studierende der Speisekarte oder der Speisekartenstudierende? Der Prozessaktenstudierende, der Studierende des Mienenspiels seines Gegenübers oder gar der Mienenspielstudierende seines Gegenübers? Einen Bummelstudenten kann man als ewigen Studenten bezeichnen, doch sollte man ihn lieber nicht zu einem Bummelstudierenden oder einem ewigen Studierenden machen. Carl Millöckers Operette „Der Bettelstudent“ (1882) wäre unter dem Titel „Der Bettelstudierende“ wohl kein Erfolg geworden.

Im Rückläufigen Wörterbuch von Gustav Muthmann (2001) finden sich 18 Komposita mit -student als Zweitglied, darunter Parkstudent,

Waffenstudent, Arbeiterstudent, Verbindungsstudent, Korpsstudent. Nicht in allen diesen Fällen ist -student ohne weiteres durch -studierender ersetzbar, denn der Bezug des Erstglieds kann sich ändern. Ein Parkstudierender, ein Waffenstudierender und ein Arbeiterstudierender (oder: Arbeitendenstudierender) könnte Parks, Waffen oder Arbeiter zum Gegenstand seiner Studien haben, ein Verbindungsstudierender könnte Studentenverbindungen, ein Korpsstudierender Studentenkorps untersuchen wollen.

Es gibt viele Zusammensetzungen mit Studenten als Erstglied, zum Beispiel Studentenblume, Studentenfutter, Studentenmütze, Studen-tenzeit. Hier sind die Hindernisse bei der Umformung in ein Partizip noch größer. Eine Studierendenblume wäre keine Tagetes, die Bedeutung von Studierendenfutter, Studierendenmütze oder Studierendenzeit erschließt sich wohl nicht jedem.

Noch schwieriger wird es, wenn Endungen ins Spiel kommen, wenn die Studentenschaft zur Studierendenschaft gemacht wird. Das ist problematisch, denn -schaft duldet nur ein weiteres Suffix links von sich (Tät-er-schaft, Mitwiss-er-schaft). Muthmann bietet in seinem Wörterbuch etwa 850 Bildungen mit -schaft. Nur eine Bildung weicht dort von der Regel ab, nämlich Lehr-er-inn-en-schaft. Hier stehen gleich drei Suffixe links von -schaft. Analoge Bildungen mit einer Personenbezeichnung als Erstglied wie *Bürg-er-inn-en-schaft, *Freund-inn-enschaft, *Kamerad-inn-en-schaft gibt es aus guten Gründen nicht, denn sie sind ungrammatisch. Die Ableitung studentisch erweist sich als immun gegen die Umformung, weil die Endung -isch an Stämme (student-isch) oder einfache Suffixe (verbrech-er-isch) tritt, nicht an Doppelsuffixe (*studier-end-en-isch).

Der Passauer Germanist Rüdiger Harnisch hat gezeigt, dass Studierender im Singular in vielen Studien- und Prüfungsordnungen als Maskulinum auftritt. Die Autoren dieser Ordnungen haben übersehen, dass die Endung -end-e(r) nur im Singular ein Genus haben kann und muss. Sie wollten „die Frauen sichtbar machen“, indem sie das Maskulinum Student abschafften, ohne zu sehen, dass das beim Partizip I nur im Plural funktioniert. Harnisch meinte, das generische Maskulinum schleiche sich, für die Verwender unbemerkt, ins Sprachsystem zurück. Das ist eine falsche Perspektive: Es war schon immer da, denn es ist im Sprachsystem bestens verankert. Seine weiteren Beispiele sind instruktiv: „die Dankesrede, die der Preistragen-

de hält; als sein Stellvertretender Prof. gewählt; dass ich mich als Gutachtender in einer eigenartigen Situation sehe“. Dem zum Dozierenden degradierten Dozenten steht inzwischen der Assistierende gegenüber. All diese Bildungen sind möglich, aber sie reduzieren die Bedeutung des Substantivs, das sie ersetzen sollen, auf Gleichzeitigkeit. Sie sind nicht bedeutungsgleich mit ihm.

Diese Entwicklung lässt sich damit erklären, dass das Suffix -end-e(r) als Ausweis politisch korrekten Sprechens gilt. Die Vertreter dieser Denkrichtung wollen das Partizip I seiner Grundbedeutung berauben. Sie haben die Endung -end-e(r) zu einem ideologischen Signal gemacht, sie haben den Geschlechterkampf in die Grammatik getragen. Es gibt viele Fälle, in denen Wörter und Wendungen zu Instrumenten politischer Propaganda gemacht wurden. Dass eine Endung mit einer klaren Bedeutung zu solchen Zwecken herangezogen wird, ist beispielloos.

Die Verwendung dieser Endung hat sich in Parteien, Behörden, Hochschulen, Massenmedien, Kirchen und einigen städtischen Milieus weit ausgebreitet. Auch Menschen, die die politische Implikation dieser Endung nicht kennen und welche die politische Absicht, die hinter ihrer Propagierung steht, nicht verstehen oder gar teilen, halten ihre ausufernde Verwendung inzwischen für normal. Das sollte sie nicht werden. Denn nicht jeder Studierende ist ein Student, und ein Student ist nicht unentwegt beim Studieren.

Die Autoren

Peter Eisenberg (*1940 in Strausberg)

war bis 2005 Professor für Deutsche Sprache der Gegenwart an der Universität Potsdam. In seinen Arbeiten beschäftigt er sich u.a. mit Grammatiktheorie mit Schwerpunkten in Syntax und Semantik. 2019 wurde ihm für seine herausragenden Leistungen zur Erforschung der deutschen Grammatik der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache zuerkannt.

Josef Bayer (*1950 in Dietfurt / Altmühl)

hatte zunächst von jeweils 1994 bis 2000 den Lehrstuhl für Allgemeine und Germanistische Linguistik an der Universität Jena und von 2000 bis 2016 an der Universität Konstanz inne. Seine Forschungsschwerpunkte liegen u.a. in der Psycholinguistik und Syntaxtheorie. Seine Beiträge sind dabei im Wesentlichen dem theoretischen Rahmen der generativen Grammatik zuzuordnen.

Helmut Glück (*1949 in Stuttgart)

lehrte von 1991 bis 2015 als Professor für Deutsche Sprachwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache an der Universität Bamberg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen auf dem Deutschen als Fremdsprache und der Grammatik des Deutschen. Er ist Gründungsherausgeber des *Metzler Lexikon Sprache*.

Die Herausgeberin

Jessica Ammer (*1987 in Nienburg / Weser)

wurde 2019 in der germanistischen Mediaevistik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg promoviert. Bis 2018 war sie Wiss. Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie habilitiert sich gegenwärtig in der linguistischen Germanistik an der Universität Bonn.

Die vorliegenden Artikel sind erstmals erschienen:

In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ)

In der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ)

In der *Süddeutschen Zeitung* (SZ)

Im *Tagesspiegel*

Wir danken für die freundlichen Nachdruckgenehmigungen.